



Zum Gedächtniss der Pariser Commune.

Von
Jean-Baptiste Séverac.
(Montpellier.)

In diesen Tagen feiern die Proletarier den Jahrestag der Pariser Commune. Rufen wir uns einmal kurz den 18. März 1871 ins Gedächtniss zurück.

Am Vorabend hat Thiers den Befehl gegeben, sich sämtlicher Kanonen zu bemächtigen, die Paris besitzt. Es ist das nur ein Vorwand; der Befehl wird ohne grosse Schwierigkeiten in der Nacht ausgeführt. Als die Vorstädte erwachen, legen die Truppen nur noch die letzte Hand an ihr Werk. Aber das Volk ist entrüstet über diesen unerwarteten Gewaltreich. Man findet einen Maueranschlag von Thiers, der alle ehrenhaften Leute beschwört, die schlechten Bürger, das heisst also das Volk, zu verlassen, und mit der Drohung endet: „Die Schuldigen werden dem Gericht überliefert, die Ordnung wird um jeden Preis völlig und für immer hergestellt werden.“ Wie überall in Revolutionen, gehen die Frauen voran. Eine grossartige Thätigkeit entfaltet sich. Um 11 Uhr hat das Volk den Angriff auf allen Seiten zurückgeschlagen, die Kanonen wiedererobert und Tausende von Gewehren erbeutet. Auf den Strassen wird das Pflaster aufgerissen. Höher und höher steigt die revolutionäre Fluth. Bald sind die Kasernen, die Staatsdruckerei, das Rathhaus in den Händen des Volkes; bald ist es ganz Paris. Thiers ist in den ersten Augenblicken der Gefahr nach Versailles entflohen. Bei Anbruch der Nacht langen Regierung und Truppen ebenfalls dort an.

Am folgenden Morgen, den 19. März, weht vom Rathhaus die rothe Fahne.

So verlief der erste Tag, der Siegestag jener Revolution von 1871, der die privilegierten Klassen mit solchem Hass gedenken. Und dieser Hass ist natürlich. Weit schwerer begreiflich aber ist es, weshalb sich auch Freunde des Proletariats, die zu ihm stehen, um seine Interessen zu verfechten und seine Rechte zurück zu erobern, der Commune von 1871

Vielleicht kennen sie die Commune nur aus jenen offiziellen, in Versailles erfundenen Legenden, die aus Paris eine Höhle von Räubern und Petroleuren gemacht haben, welche die eleganten Damen mit ihren Schirmen schlugen — als man sie einmal gefesselt hatte. Ueber diese Fabeln sind die Proletarier längst zur Tagesordnung übergegangen. Sie wissen, dass die Schandthaten nicht hinter den Barrikaden von Paris verübt wurden, sondern in Versailles neben Thiers und seinen Generälen; sie wissen, dass die Communarden nicht gemordet haben, dass sie die Gefangenen respektirt haben, dass sie grossmüthig und menschlich gewesen sind, während in Versailles eine unsaubere Presse die Grausamkeit der reaktionären Offiziere Tapferkeit nannte; sie wissen, welche Greuel das Plateau von Satory, die Grenzen, die Kolonien gesehen haben, dass 25000 ihrer Brüder gestorben sind, in dem glühenden Wunsche nach der Befreiung der Arbeiter, in dem Gedanken, dass sie, wie sie es den Versailler Truppen gesagt hatten, „für die Menschheit an dieser Stelle ständen.“

Nach alledem ist es klar, dass Die Unrecht haben, die da sagen, das Proletariat solle sich mit der Meinung der Bourgeoisie beschäftigen: Das Proletariat darf nur auf sich selbst rechnen; die Commune hat es bewiesen. Und diese Erkenntniss ist für uns von grossem Werth.

Gewiss, sie ist theuer erkauft worden. Zahlreich waren die Gefallenen; eine Fülle von Tapferkeit und Kraft ist mit ihnen verloren gegangen. Aber ihr Andenken lebt fort; die Begeisterung für den Kampf dieser Edeln ist immer grösser, immer stärker geworden.

Die Niederlage der Communarden hat noch ein anderes Resultat gehabt. Sie hat den Arbeitern nicht nur bewiesen, dass sie nur auf sich selbst zu rechnen haben, sie hat ihnen auch, gleich dem theoretischen Sozialismus, die Nothwendigkeit der Aufklärung und der Organisation gezeigt.

Was den Communarden gefehlt hat, war die genaue Kenntniss ihrer Bedürfnisse und ein grösserer Zusammenhang. Sie wussten ohne Zweifel Alle, dass sie weniger Leiden und mehr Freiheiten haben wollten. Aber sehr wenige hatten eine klare Vorstellung ihrer Forderungen. Die allgemeinen Ideen verleiteten sie, und das gab ihrem Handeln etwas Unentschiedenes. Das beweist die Bedeutung, die sie der Regierungsform beilegte. Wie viele gingen dahin in dem Glauben, dass sie für die Republik sterben, während sie den Tod für das Proletariat erlitten! Seitdem haben die Arbeiter eingesehen, dass sie sich das aneignen müssten, was ihren Brüdern von 1871 gefehlt hat.

Man lasse die Commune in der Geschichte fort, und der grösste Theil der Kraft ist unterdrückt, welche die Arbeiter seitdem geleistet haben, um ihres Klasseninteresses bewusst zu werden, um sich einen kritischen Geist zu bilden, um unbestimmte Gefühle durch klare Gedanken zu ersetzen. Der offenbare Mangel an Organisation und die daraus sich ergebenden Fehler, haben die Proletarier zur Organisation getrieben. Die Commune hat die Nutzlosigkeit der politischen Kämpfe gezeigt: Wenn Ihr siegen wollt, seid eine Klasse, und die Basis Eurer Organisation sei ganz das, was aus Euch eine Klasse macht, d. h. die Arbeit! Man streiche die Commune aus der Geschichte, und man unterdrückt vielleicht den besten Theil der vom Proletariat in den letzten 29 Jahren gemachten.

Anstrengungen, um sich zu dem Kampfe durch eine bildende und starke Vereinigung vorzubereiten.

Das Proletariat lernt und kämpft zugleich in dem schon so lange währenden Kriege gegen seine Ausbeuter. Es soll aus seinen eigenen Handlungen, aus seiner eigenen Geschichte Lehren ziehen.

Von diesen Lehren ist die Revolution von 1871 nicht die am wenigsten bittere, aber auch nicht die nutzloseste gewesen.

Derselbe Vorwurf, welcher den Arbeiterfreunden gemacht wurde, die der Commune von 1871 keine Sympathie entgegenbringen: dass sie keine Empfindung dafür haben, wie sehr diese Revolution die logische Folge einer langen Reihe von Ereignissen war, derselbe Vorwurf trifft vielleicht auch mich, wenn ich die folgenden Bemerkungen mache, die sich mir trotzdem aufdrängen.

Was Demjenigen, der die Pariser Revolution studirt, am meisten auffällt, ist eine gewisse, unmittelbar nach den Siegen entstandene Sorglosigkeit, welche erst im Augenblick der Agonie aufhörte. Man kann sich schwer vorstellen, wie wenig angebracht und unnütz viele der Diskussionen im Rathhause waren. Jeden Augenblick brachen persönliche Streitigkeiten aus, und man weiss ja, wie traurig derartige Dinge sind. Das Volk wusste sehr oft nichts von diesen Streitigkeiten, und als es davon erfuhr, kümmerte es sich nicht darum, da es zu sehr auf seine Fähigkeit rechnete, den Heldentod zu sterben. Man ist auch erstaunt über die beträchtliche Anzahl halber Maassregeln, welche gerade in dem Augenblicke ergriffen wurden, wo die Kühnheit eine übel angebrachte Grossherzigkeit ersetzen zu müssen schien. Einige Beispiele sind typisch. In der Nacht vom 18. zum 19. März liess die Commune absichtlich die Thore offen, um den Truppen die Eroberung von Versailles zu ermöglichen. Was hiess das Anderes, als dass diese Truppen den Sturm auf Paris beginnen sollten! Das Schicksal der Bank von Frankreich hing von der Commune ab, welche zu ihrer Vertheidigung Geld brauchte; aber sonderbare Skrupel hielten sie davon ab, sich dieser Reichthümer zu bedienen; der Geschäftsführer der Bank brachte sie dann allmählich nach Versailles. Und die Zahl ähnlicher Vorfälle ist so gross, dass man zu dem unerwarteten Schluss kommt: Der Commune hat in gewisser Hinsicht der revolutionäre Instinkt gefehlt.

Wenn man also etwas tadeln müsste, so wäre es nicht das, dass die Pariser Arbeiter nicht geschlafen haben, sondern dass sie nur zur Hälfte aufgewacht waren, oder noch besser, dass sie sich nicht die ganze Zeit über wach erhalten haben. Das aber ist sicher, dass die Pariser Revolution mit ihren Helden und ihren Märtyrern das Proletariat mit Bewunderung erfüllen muss; es muss sie lieben, wie man sein Kind liebt, denn sie ist aus seiner Sklaverei und aus seinem Elend hervorgegangen. Es muss sie lieben, wie man eine nutzbringende Erkenntniss liebt; denn sie ist reich an guten und nützlichen Lehren. Aber braucht man das Proletariat überhaupt noch darauf hinzuweisen, sie zu lieben? Seit langer Zeit weiss es, dass es seine Revolution ist, und wenn es sich von Neuem aufraffen wird, so wird die Erinnerung an die Commune eine mächtige Triebfeder seiner Begeisterung sein.

Plechanow versus Ding an sich.

Von
Alexis Nedow.

(London.)

Jämmerlich und unverzeihlich ist das Gerede, welches über das Ding an sich noch heute nicht verstummt ist. Man darf behaupten, dass das totale Missverständniss dessen, was Kant gelehrt und gewollt hat, in nichts so augenfällig und schier unerträglich sich blossstellt, als in der hochgelehrten Diskussion, ob Kant ein Ding an sich angenommen habe oder nicht.

Hermann Cohen.

Keine mathematische Disziplin hat so häufig Anlass zu gemeinverständlichen Darstellungen gegeben, als gerade die dem gesunden Menschenverstande am entferntesten liegende — aber für die Erkenntnisstheorie sehr wichtige — Geometrie der mehrdimensionalen Räume, die für den Historiker der Wissenschaft als Vollendung der von Descartes eingeführten analytischen Behandlungsweise der Raumfragen gilt, indem sie u. A. dem Geometer die willkommene Freiheit giebt, die Coordinatenzahl nach Belieben zu setzen, ohne durch die empirische Dreizahl gebunden zu werden. Populär ausgedrückt scheint es danach, als ob die Hypergeometer es mit $4,5 \dots n =$ fach ausgedehnten Räumen zu thun haben, und dies, gleich manchem Satze der Hypergeometrie über die Parallellinien, sieht verrückt genug aus. Im Gegensatz zu dem bekannten Ausspruche Platons liessen sich nun manche Gelehrten, darunter Helmholtz, durch den Gedanken verführen, dass es doch möglich sei, den gesunden Menschenverstand durch den hier zwingenden Analogie-Beweis zur Revision der gewöhnlichen dogmatischen Konzeption von der Relativität der Raumvorstellungen im kritischen Sinne zu veranlassen, und ihm das Geständniss abzunöthigen, das Unvermögen des menschlichen Verstandes, sich $(3 + n)$ fach ausgedehnte Räume vorzustellen, beweise noch nicht deren logische Ungereintheit. Es wird ein hypothetisches Wesen vorausgesetzt, dessen Bewusstsein auf den Raum von einer einzigen Dimension bzw. auf den Raum oder vielmehr auf verschiedenartige Räume von zweifach ausgedehnter Mannigfaltigkeit beschränkt ist, und es werden die voraussichtlichen sonderbaren Ueberraschungen solcher Wesen geschildert, wenn sie in die an ihre Anschauungsweise nicht passende Welt des Raumes von drei Dimensionen eingeführt werden. Helmholtz u. A. giebt ein wahrhaft pathetisches Bild von ihren Empfindungen. Man kann derartige Schilderungen kaum lesen, ohne von einem warmen Mitleidsgefühl für diese armseligen Dingergriffen zu werden. Nur eines kann den Leser gewissermaassen trösten; der Popularisator ist nicht so grausam, jene Kreaturen seiner Abstraktion in der ihrem Naturell fremden Welt bis an den jüngsten Tag zu belassen; nachdem sie ihre Rolle gespielt, müssen sie fort, in ihre heimische Sphäre zurück. So geschieht es in der That, und der Leser wird von der Furcht vor etwaiger Kollision mit fremdartigen Wesen, die „nicht von dieser Welt sind“, befreit.

Wie ähnlich, und dabei wie anders, steht es mit den seltsamen Abenteuern, die neuerdings Plechanow den Dingen an sich auf den Seiten der Neuen Zeit hat begegnen lassen. Von kühnes Recken Streiten möget ihr Wunder hören sagen:

Als der unerreichbaren Sphäre der blossen Gadankendinge angehörende Schemen, thronten die Dinge an sich

„in der Einsamkeit:

Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit,“

als Plechanow, wie seiner Zeit Faust, der auch die Dinge an sich — zwar nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen der belle Hélène besucht hatte, ohne, wie dieser, von Mephisto den Zauberschlüssel erhalten zu haben, zu ihnen drang, und — venit, vidit,¹⁾ vicit. Leider giebt er keinen Bericht darüber, was er tête à tête mit den Dingen an sich erlebte, indem er ihnen noch in ihrem Gebiete gegenüberstand, in jenem unbetretenden, nicht zu betretenden Gebiete, welches sogar der sonst ziemlich gut unterrichtete Mephistopheles nur negativ zu schildern weiss:

„Und hättest Du den Ozean durchschwommen,
Das Grenzenlose dort geschaut,
So sähest Du dort doch Well' auf Welle kommen,
Selbst wenn es Dir vorm Untergange graut.
Du sähest doch etwas, sähest wohl in der Grüne
Gestillter Meere streichende Delphine;
Sähest Wolken ziehen, Sonne, Mond und Sterne:
Nicht wirst Du sehn, in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören, den Du thust,
Nichts Festes finden, wo Du ruhst.“

Nur eines steht sicher: es wurden die Dinge an sich von Plechanow am Kragen gepackt und mit wahrer Berserkerwuth in den Raum und in die Zeit befördert. Diese That vollbracht, konnte Plechanow seine Beute ganz gemüthlich nach der nächsten Eisenbahnstation bringen, und nun wurden sie mit dem Extrazug, der gewiss um soviel Uhr, sovielen Minuten und Sekunden pünktlich eintrifft, an ihren Destinationspunkt spedirt. Im Gepäckschein heisst es: Dinge an sich. Eilgut. Zerbrechlich. An die Herren Neukantianer.

Und so gelangte die Sendung — allerdings auf den Seiten der Neuen Zeit — an ihre Adresse. Wäre nun die merkwürdige Waare mit einem Visum versehen, sodass sie eine Revision auf der Grenze des Gebietes des Materialismus der Erscheinung bestanden hätte,²⁾ so würden die Adressaten den Empfang ohne weiteres quittirt haben. Nun aber ist die Sache nicht so einfach erledigt, und man muss die Waare vorläufig in Bezug auf ihre Echtheit prüfen. Dass heisst, man muss untersuchen, ob die Plechanowschen Dinge an sich wirklich echte Dinge an sich sind, also diejenigen mit denen die Kantsche Kritik zu thun hatte, oder ob man die liebenswürdige Plechanowsche Anmerkung für jene Marxisten, die zurück auf Kant gehen: „Das An sich Feuerbachs hat nichts gemein mit dem An sich des Verfassers der Kritik der reinen Vernunft“³⁾ dahin ergänzen muss, dass man etwa jene Marxisten durch Leser schlechthin ersetzt und zu Feuerbachs auch Plechanows beifügt. Dieser, keineswegs angenehmen, aber leider unvermeidlichen Erörterung ist nun vor Allem unser Artikel gewidmet.

Nach Erörterungen von Hegel, F. A. Lange und Vaihinger ist es über jeden Zweifel erhaben, dass das Ding an sich bei Kant vor Allem als ein Grenz-begriff zu verstehen ist. Nun kann man sich über die kulturgeschichtliche Rolle

1) Gerade dies war die hervorragendste Leistung.

2) Wenn es keinen Verstoß gegen das Freihandelsprinzip bedeutete, so wäre ein kleiner Zoll zu empfehlen, um namentlich das Hineinschuggeln von solchen Imponderabilien, wie die Dinge an sich, zu verhindern.

3) Bernstein und der Materialismus. Die Neue Zeit, 1897—98, Bd. II, pag. 553.

eines Grenzbegriffes — denn um diese handelte es sich eigentlich in der betreffenden Polemik — am besten orientiren, wenn man erst dessen geschichtliches Werden und dann seine rationelle Funktion untersucht. Für einen Kritiker, der, wie es Plechanow thut, Kant beschuldigt, er gehe von dem fertigen Bewusstsein aus, habe aber nicht das Bewusstsein im Werden analysirt, ist es ein sonderbares Verfahren, jene geschichtliche Analyse durch willkürliche Bestimmungen zu ersetzen, die zwar dazu beitragen, das zu Beweisende zu beweisen, aber nur indem die Diskussion von Grund aus verschoben wird.⁴⁾ Man lasse sich diese Verschiebung noch gefallen, wenn es sich nicht um den Wendepunkt des modernen philosophischen Denkens handelte, um die wichtigsten Ergebnisse jenes Denkers, von welchem der Mitbegründer des wissenschaftlichen Sozialismus mit Stolz seine ideelle Genealogie ableitet. Was aber das geschichtliche Werden des Grenzbegriffs Ding an sich anbetrifft, darüber finden wir bei Plechanow kein Wort, er nimmt diesen Begriff als fertig auf und bildet ihn — vielleicht wegen der von Kant anerkannten Schwerverständlichkeit der ursprünglichen Exposition⁵⁾ — noch dazu um.

Es wird ein Grenzbegriff geschaffen, indem der wissenschaftliche Gedanke auf Fragen stösst, die mit den vorhandenen Mitteln nicht zu lösen sind, die aber gerade zu brennenden Fragen der wissenschaftlichen Forschung werden. An Illustrationen ist die Geschichte sämmtlicher Wissenschaften überreich. Hört ein Grenzbegriff auf, seiner Funktion gerecht zu werden, so wird er durch einen andern Grenzbegriff ersetzt, und gerade dieses fortwährende Aufheben der verbrauchten Grenzbegriffe durch neugeschaffene bildet eine der mächtigsten Triebfedern des Fortschrittes der Wissenschaften, indem die aufeinander folgenden Grenzbegriffe zugleich als die besten Marksteine dieses Fortschritts zu betrachten sind. Im Wesentlichen steht es mit den Grenzbegriffen wie mit den Hypothesen; der Unterschied betrifft lediglich die respective Tragweite. Dabei hat man es wohl zu beachten, dass die Schaffung wie die Umwälzung der Grenzbegriffe meist von der Philosophie ausging; so geschah es in der griechischen Periode der Wissenschaft, und dies ist auch bis auf die Gegenwart der Fall. Hat nun die Philosophie einen neuen Grenzbegriff herausgebildet und gleichzeitig auf einen frühern verzichtet, da sich derselbe zur Zeit überlebt hat, indem seine ganze potenzielle Nutzenanwendung verbraucht worden ist, — dann findet in den speziellen Wissenschaften eine entsprechende Revision ihrer respektiven Begriffe statt, wobei es natürlich nicht darauf ankommt, dass die Fachgelehrten sich genaue Rechnung darüber ablegen, ob ihre respektiven Leitungen, kulturgeschichtlich betrachtet, eigentlich nur blosser Anwendungen des von der Philosophie zuerst gewonnenen Grenzbegriffs auf den konkreten Inhalt spezieller Wissenskreise darstellen. Da sich nun die Theilnehmer an derartigen partiellen Revisionen meistentheils nicht

⁴⁾ Plechanow beruft sich u. A. auf Ueberweg. Leider richtet sich jener Angriff Ueberwegs gegen die vollständige Abwesenheit der psychologischen Analyse in der Kantschen Erkenntniskritik, welche Abwesenheit — von A. Riehl u. A. — mit Recht als deren stärkste Seite hervorgehoben wird, da sie jede Verwechslung des Apriori mit nativistischen Hypothesen verhindert. Uebrigens heisst es bei demselben Ueberweg ausdrücklich, dass Kants Unterricht stets auf das Werden der Gedanken, nicht auf ihre fertige Gestalt zielte. In einer Dissertation hat Ueberweg zur Genüge bewiesen, dass es keinen wesentlichen Unterschied zwischen der ersten und zweiten Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft giebt, und diese Erkenntniss wäre Plechanow sehr nützlich gewesen.

⁵⁾ Man sehe z. B. den Brief an M. Mendelsohn (vom 18. August 1783).

bewusst werden, in welchem Verhältniss ihre eigenen Beiträge zu dem allgemeinen Fortschritt des Bewusstseins stehen, so wird bis zum Siege des neugewonnenen Grenzbegriffs auf der ganzen Linie der wissenschaftlichen Forschung eine erhebliche Zeitdauer verstreichen, wobei Manchem wohl das Unglück passiren kann, qu'il arrive toujours trop tard, dass er für einen Grenzbegriff erst dann zu schwärmen beginnt, wenn derselbe schon anfängt, hinfällig zu werden.

Näher betrachtet, ist das Ding an sich ein negativer Grenzbegriff.⁶⁾ Dementsprechend hat man vor Allem jenen Grenzbegriff anzugeben, welcher durch den vom Dinge an sich verdrängt worden ist. Nun wird man es hoffentlich nicht bestreiten wollen, dass durch den negativen Grenzbegriff des Dings an sich gerade die Objektivirung der Qualitäten, d. h. deren Personifikation, die auf dem Wege geschah, dass sie zu materiell-immateriellen Trägern der betreffenden Eigenschaften, zu sinnlichen Unsinnlichkeiten hypostasirt wurden — als Erklärungsverfahren beseitigt wurde. Erinnerung man sich der Fragen, da damals die speziellen Wissenschaften, vor Allen die Chemie, die Physik und namentlich die Seelenlehre (der „rationellen Psychologie“) als brennend beschäftigten, so wird deren Zusammenhang mit dem hier uns beschäftigenden von Kant aufgestellten negativen Grenzbegriff unmittelbar klar. Man kann Professor Riehl beistimmen,⁷⁾ wenn er es bedauert, dass die Kantsche Erkenntnisskritik nur Kritik der reinen und nicht zugleich auch Theorie der empirischen Vernunft ist. Nun fügt aber Professor Professor Riehl hinzu: „Uebrigens war sich Kant dieses, aus dem nächsten Zwecke seines Unternehmens vollkommen erklärlichen Mangels deutlich bewusst, wie u. A. seine Aeusserungen an Reinhold beweisen. Diesem und seinen übrigen hyperkritischen Freunden ertheilt er den Rath, die Kritik nicht nach oben und sozusagen über die von ihr ja gefundenen Prinzipien hinaus fortzuführen, sondern dieselbe vielmehr nach untenhin in die Verzweigungen des positiven Wissens einzuführen, um so den Uebergang von den Prinzipien zu den besonderen Wissenkreisen herzustellen, — und er selbst beschäftigte sich noch bei sinkender Kraft damit, die Kritik mit der Wissenschaft in fruchtbare Verbindung zu setzen.“ Für Fichte, dessen ganzer Geistesanlage eine naturwissenschaftliche Anwendung der Ergebnisse der Kritik der reinen Vernunft zuwider war, war es ganz natürlich, die Kritik nach oben zu lesen und nach dieser Richtung hin metaphysisch fortzuspinnen: Was für eine Philosophie oder Deutung einer Philosophie man wählt, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist. Für ihn waren die Kantschen naturwissenschaftlichen Werke für den Bau von dessen System so gut wie nicht vorhanden; deshalb konnte er mit souveräner Verachtung auf die obenerwähnte Anempfehlung Kants herabblicken und Kant für einen Dreiviertelskopf erklären. Wie aber Plechanow sehr richtig bemerkt hat, verstand Kant wahrscheinlich sein System besser als irgend Jemand anders, und für Kant lag der Schwerpunkt der Kritik in der Theorie der Erfahrung (im weitesten Sinne des Wortes). Nun aber bilden die naturwissenschaftlichen Arbeiten Kants gerade den durch sein ganzes Wirken fortlaufenden Leitfadens, dem auch alle Kritik der Metaphysik untergeordnet war. Leider habuit fatum suum — nämlich jenes (das letzte) — libellum Kants, wo er den Uebergang von der Metaphysik zur Physik systematisch darstellte — es ist für lange Zeit ver-

⁶⁾ Dies ist zuerst von Hegel nachgewiesen worden.

⁷⁾ Der philosophische Kriticismus I. 13.

loren gewesen, vor verhältnissmässig kurzer Zeit ausgegraben und ausserordentlich vernachlässigt. Trotzdem war gerade dieses Werk the last but not the least der Kantschen Werke; es war bestimmt, die philosophischen und die naturwissenschaftlichen Arbeiten des Verfassers miteinander ausdrücklich zu verbinden; es würde, wenn vollendet, gerade die Krönung des kritischen Gebäudes, das Kantsche Hauptwerk bilden. Man könnte das Maass des Verständnisses der Kritik der reinen Vernunft von . . . Plechanow mit dem des Verständnisses der Scholastiker für Aristoteles vergleichen, wäre es nicht gegen die letzteren unbillig, da ja die mildernenden Umstände — Abwesenheit der naturwissenschaftlichen Schriften etc. — hier fehlen. Es ist höchst sonderbar, wenn Materialisten wie Plechanow die Sache so auffassen, als ob Kant lediglich die Dinge an sich behandelt hätte. Nachdem der Uebergang von Metaphysik zur Physik theilweise publizirt worden ist, wo Kants eigene Ansichten über rationelle praktische Nutzenanwendung der Ergebnisse der Kritik schwarz auf weiss gedruckt stehen, ist das Gerede über deren etwaige Anwendung zur Einschläferung des proletarischen Klassenbewusstseins einfach abgeschmackt, — für ganz andere Zwecke waren jene Waffen geschmiedet.

Vorläufig vollzog sich die Reinigung der einzelnen Wissenschaften von hypostasirten Trägern der Eigenschaften ohne bewusste Anwendung der von Kant dazu geschmiedeten Waffen. Dementsprechend hat sogar Lavoisier noch nach einem *principe d'acidité* gesucht, von geringeren Grössen gar nicht zu reden.

Wenn aber die chemischen Beschaffenheiten des Sauerstoffs nicht durch den Umstand modifizirt wurden, dass man ihn — bis auf die Feststellung der Existenz von sauerstofflosen Säuren — als *principe d'acidité* betrachtete, und dadurch nur die Anschauungsweise verwirrt blieb, war die Sache auf anderen Gebieten keineswegs so unschuldig. Es war die wissenschaftliche Forschung der Thatsachen des Bewusstseins schlechthin ausgeschlossen, so lange man dabei gleich am Anfang dem Begriffe der Seelensubstanz etc. begegnete. Nun wurde jenes Gespenst von Kant ausgewiesen. Dementsprechend knüpft die moderne Physiologie der Sinne direkt und bewusst an Kant an.⁸⁾ Es würde viel mehr angebracht sein, diese allmähliche Befreiung der Wissenschaft von Verbalismus zu verfolgen; vor Allem würde eine solche Erörterung direkt zur Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen von Marx und Engels führen, wodurch endlich ihre geistige Abstammung von Kant und Hegel erwiesen wäre. Dadurch wäre vielleicht ihrem Andenken besser gedient, als durch hartnäckiges Festhalten quod même an ihren einzelnen Meinungen. Allerdings ist der Befreiungsprozess der wissenschaftlichen Erklärungsweise vom Verbalismus des hypostasirenden Verfahrens, der, wie wir es oben gesehen, mit der Aufstellung des negativen Grenzbegriffes Ding an sich begann, anno 1899 ziemlich vollendet, und wenn auch jetzt solche Erklärungsmethoden bisweilen anzutreffen sind, so darf man sie als litterarische Petrifikationen betrachten, die gewiss für das Maass der geistigen Fähigkeiten ihrer Urheber kennzeichnend genug sind. Dazu gehört u. A. die Hypostasirung einer gesellschaftlichen Klasse, was unter Umständen auch unter Benutzung von ganz marxistisch klingenden Schlagworten geschieht.

Nach Plechanow möchte man sich die Sache so vorstellen, als ob Kant den guten massenhaften Dingen ihre Doppelgänger — Dinge an sich — beigefügt

⁸⁾ Trotz dieses Umstandes nennt Plechanow nur . . . Reinhold als Vulgarisator Kants.

hätte. Wäre dies der Fall gewesen, so wäre es möglich, diese Doppelgänger durch bloße Abschreibung der Aristotelischen Widerlegung der Platonischen Fassung der Ideenlehre los zu werden, und dann wäre dem Leser die unwiderlegbare Widerlegung der Dinge an sich durch die Eisenbahn-Fahrpläne und die industriellen Prozesse erspart geblieben, mithin auch dem Verfasser dieses Artikels die Konfrontation der kritischen Argumentation Plechanows mit den massenhaften geschichtlichen Thatsachen.⁹⁾ Denn das Noumenon und das Ding an sich sind gar nicht gleichbedeutend: jenes ist nur eine nähere Bestimmung dieses, eine Bestimmung, welche lediglich im Ausblicke auf die praktische Philosophie zum Begriffe des Dinges an sich hinzugefügt wurde (Richtl), folglich mit der erkenntnistheoretischen Funktion dieses Begriffes nichts zu schaffen hat. Kant selbst sagt ausdrücklich: „Die Eintheilung der Gegenstände in Phenomena und Noumena kann gar nicht zugelassen werden.“ In der That hat Kant eine Revision des Inventariums der Dinge vollbracht, die das gewöhnliche Bewusstsein und dessen Wortführerin — die dogmatische Philosophie — zu besitzen glaubten, diese Revision führte jedoch keineswegs zu einer Bereicherung dieses Inventariums, umgekehrt führte sie zu einer qualitativ bedeutenden Verminderung desselben: es wurden namentlich aus der Wirklichkeit zuerst zwei Udinge: Raum und Zeit — „zwei unendliche Dinge, die nicht Substanzen, auch nichts wirklich den Substanzen Inhäirendes sein müssen“ —, die dem gewöhnlichen Bewusstsein als zwei ungeheure bodenlose Säcke gelten, eliminiert.

Nur durch diese Elimination wurde es möglich, die Realität der von uns unterschiedenen wirklichen Dinge einem Berkeley gegenüber festzustellen, wogegen Holbach seine theoretische Ohnmacht offenbar anerkannte. Gerade aber jene Elimination von Raum und Zeit aus der Zahl der Dinge wird von Plechanow vollständig ignoriert, indem er die französischen Materialisten paradiren und „völlig im Sinne Kants“ reden lässt: ein zweideutiges Kompliment vom Plechanowschen Standpunkte für jene Materialisten. Aus allen jenen Zitaten, die Plechanow in reichlicher Auswahl zum besten giebt, folgt nur, dass die französischen Materialisten nicht das innere Wesen der Dinge kennen zu lernen glaubten. Damit ist aber gesagt, dass die französischen Materialisten „völlig im Sinne“ des Relativismus von Auguste Comte redeten, der die Unerkennbarkeit de la nature intime des choses et du mode essentiel de la production des phénomènes zu betonen nie müde ward. Gleich Comte folgerten auch noch manche französischen Materialisten von dieser Unerkennbarkeit de la nature intime des choses et du mode essentiel de la production des phénomènes auf Unerreichbarkeit und sogar Gleichgiltigkeit mancher Erkenntnisse, die sich seitdem — glücklicherweise — als weder unerreichbar, noch gleichgiltig erwiesen. Versteht man aber unter den Dingen wirkliche Naturdinge und nicht Dinge an sich, dann galten für Kant die Dinge als durchaus erkennbar, auch ihrem innern Wesen nach. Will Plechanow ein Zitat? — „Ins Innere der Natur dringt Beobachtung und Zergliederung der Erscheinungen, und man kann nicht wissen, wie weit dieses mit der Zeit gehen werde.“¹⁰⁾

⁹⁾ Man vergleiche die Heilige Familie.

¹⁰⁾ Viel interessanter als französische Materialisten völlig im Sinne Kants reden zu lassen wäre es, einen Vergleich zwischen Kant und Rousseau aufzustellen, wozu aber etwas Anderes gehört, als eine summarische Exekution beider als Deisten, nach der — wahrhaft dialektischen — Methode Plechanows.

Nachdem der Raum und die Zeit aus sinnlichen Unsinnlichkeiten zu blossen reinen Anschauungsformen der Sinnlichkeit wurden, musste auch manch anderes Unding fort. Erst damit war es möglich, die Erfahrung zu analysiren, also vor Allem logisch zu zergliedern. Wenn aber Plechanow Kant beschuldigt, „er gehe von dem fertigen Bewusstsein aus, er betrachte nicht das Bewusstsein im Prozess des Werdens“, und den Neukantianern mit einem kräftigen quos ego! zuruft, sie hätten es trotz aller Fortschritte des Evolutions-Gedankens nicht bemerkt, so könnte er ebenso dem Chemiker vorwerfen, er gehe doch in seinen Analysen von fertigen Verbindungen aus . . . Hat man es mit einer Verbindung zu thun, deren Zusammensetzung erst festzustellen ist, so wird die Chemie trotz aller Fortschritte der Evolutions-Doktrin von der fertigen Verbindung ausgehen — gerade um zu Elementen zu gelangen. Dies eben war das Verfahren der Kantschen Zergliederung der Erfahrung. Das Ding an sich ergab sich als die einzige nach dem ganzen Fortgang der Entwicklung der englischen Philosophie von Locke bis Hume mögliche Antwort auf die Frage: „Was muss ich — jenseits des Bewusstseins — voraussetzen, um mir die Thatsache der Erfahrung zu erklären?“ (F. A. Lange). Die Antwort lautete, dass man dem Substrate der Erscheinungen — oder, nach gemeiner Ausdrucksweise, der Dinge — gar keine positive Bestimmungen zuschreiben dürfe, ohne es eben dadurch aus dem Substrate zur Erscheinung, zu einem Dinge für uns zu verwandeln. Hören wir Hegel, — wohl auch einen Historiker der Philosophie — der es, natürlich mit ein bischen anderen Worten, — sagt:

„Das Ding an sich drückt den Gegenstand aus, insofern von Allen, was er für das Bewusstsein ist, von allen Gefühlsbestimmungen, wie von allen bestimmten Gedanken, abstrahirt wird. Es ist leicht zu sehen, was übrig bleibt, — das völlige Abstraktum, das ganz Leere, bestimmt nur noch als Jenseits, das Negative der Vorstellung, des Gefühls, des bestimmten Denkens u. s. f.“ Hegel¹¹⁾ fügt hinzu, dass man sich hiernach „nur wundern muss, so oft wiederholt gelesen zu haben, man wisse nicht, was das Ding an sich sei; und es ist nichts leichter, als dies zu wissen.“ In diesem Sinne sind die Kantschen Dinge an sich jedenfalls erkennbar, d. h. es ist erkennbar, dass darin nichts zu erkennen ist.

Eben diese reine Negativität des Dinges an sich ist nun, erkenntnistheoretisch betrachtet, ausserordentlich fruchtbar, indem sie der Metaphysik verbietet, dem problematischen, von unserm Bewusstsein verschiedenen Substrate der Erscheinungen, dessen Existenz zu beweisen dem Kritizismus nie eingefallen war, positive Bestimmungen anzudichten und dann diese Schöpfungen der freien Imagination als wissenschaftlich gewonnene Bestimmungen gelten zu lassen. „Je mehr sich das Ding an sich zu einer blossen Vorstellung verpflichtet, desto mehr gewinnt die Welt der Erscheinungen an Realität.“ (F. A. Lange.) Mutatis mutandis ist die erkenntnistheoretische Funktion des Dinges an sich etwa der Rolle des von Demokrit aufgestellten negativen Grenzbegriffes des Leeren analog. Obschon Demokrit die Atome als das einzig Reale ansah, schrieb er auch dem Leeren objektive Existenz zu. Die Nothwendigkeit eines Ellenbogenraums für Bewegung der Atome gegeben, verbot dessen reine Negativität etwaige Erdichtung von positiven Bestimmtheiten neben den

¹¹⁾ Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften, die Logik, Vol. VI.

Atomen. Epikur freilich fand darin für seine Götter Platz, ebenso that es die praktische Vernunft.

Trotz alledem will Plechanow die Dinge an sich nicht aus der Welt der Erscheinungen, d. h. der wirklichen Dinge verschwinden lassen, nach ihm müssen sie noch als Rohmaterial in industriellen Prozessen verwendet werden.¹²⁾ Auf dem letzten Kongress der British Association ist die Frage diskutiert worden, ob sich die Menschheit vor einem Mangel an Rohstoffen für die Industrie befinde, und da würde vielleicht der Vorschlag einer industriellen Anwendung der Dinge an sich mit demselben Beifall angenommen werden, welcher dort den Erzählungen des Herrn de Rougemont (auch eines distinguished traveller aus dem Gebiete des Unbetretenden nicht zu Betretenden) zufiel. Damit aber die Dinge an sich einer industriellen Anwendung fähig wären, müsste man vorläufig ihnen nicht nur primäre, sondern auch sekundäre Eigenschaften: Farbe, spezifische Wärme, Geschmack, Geruch, beifügen, und dies bedeutet nichts Anderes als eine vollständige Verkennung, nicht nur der Kritik der reinen Vernunft, sondern der ganzen englischen Philosophie von Locke an, die es genügend bewiesen hat, dass jene sekundäre Qualitäten nicht an sich vorhanden sind.

Die Jacobische Zerbrechung des „Panzers der Kantschen Systems“, deren verflachte Form Plechanow zum bestén giebt, beruhte eben auf der Verkennung des Geltungskreises der Kausalität. Wie bei jeder einzelnen Wahrnehmung wir es nicht mit Raum an sich, sondern mit gefüllten Räumen zu thun haben, so werden wir in einzelnen Wahrnehmungen auch nicht von Dingen an sich unmittelbar affizirt. Schon lange bevor die Kritik der reinen Vernunft verfasst wurde, hat Kant den Unterschied zwischen *ratio cur*, d. h. *ratio essendi vel fiendi*, und *ratio quod*, d. h. *ratio cognoscendi*, festgestellt.¹³⁾ Nun ist das Ding an sich eben im zweiten Sinne anzunehmen, d. h. zur Erklärung der Möglichkeit der Erfahrung, keineswegs aber zur Detailuntersuchung der einzelnen Erfahrungen.

Es erweist sich nun, dass Plechanow wohl Schöpfungen seiner freien Imagination, keineswegs aber die Kantschen Dinge an sich widerlegt hat. Aus Artikeln Plechanows geht hervor, dass er sich einbildet, in Reinhold die modernen Neukantianer getroffen zu haben. Nach Plechanow sind ja die Vertreter des modernen Kritizismus einfach auf Kant zurückgegangen. Wenn aber diese Leute über einen Punkt einig sind, so gerade darüber, dass „das Beharrenwollen auf der von Kant erreichten Position gegen den Geist des Kritizismus wäre.“ (A. Riehl.) Merkwürdigerweise aber hat die Polemik solch eine Gestalt eingenommen, als ob „hie Kant, hie Hegel“ zu Parolen der streitenden Parteien geworden. Meines Erachtens — hier gestatte ich mir die erste Aeusserung *pro doma mea* — ist die ziemlich verbreitete Gegenüberstellung Hegels versus Kant nicht haltbar. Es verbietet mir aber der Raum, darauf bei dieser Gelegen-

¹²⁾ In der russischen Presse wurde der Marxismus bisweilen so verstanden, als wolle er sämmtliche Bauern vorläufig zu Proletariern machen, um sie namentlich mittels der alleinrettenden Dampfkessel der Grossindustrie zu entfetten, — Plechanow aber geht viel weiter: dem Dampfkessel überweist er auch die Dinge an sich selbst — ein wahrhaft monistischer Gedanke.

¹³⁾ *Principiorum primorum cognitionis metaphysicae nova dilucidatio, pro venia legendi.* Königsberg 1755.

heit näher einzugehen. Es ist ja ein Vorurtheil, dass Hegel sich zur Erkenntniskritik bloß negativ verhielt, auch ist das wahrhaft Grosse bei Hegel gar nicht bloß auf Kant und Fichte zurückzuführen. Es muss auf Kant und Hegel zurückgegangen werden.¹³⁾

Die Konsumgenossenschaft und die sozialistische Theorie.

Von
Gertrud David.

(Mainz.)

Die vom Hamburger Gewerkschaftskartell geplante Gründung einer grossen Konsum-, Bau- und Spargenossenschaft hat das Interesse sozialistischer Kreise¹⁾ wieder auf eine Frage gelenkt, die offenbar noch einer befriedigenden Lösung harrt. Dass mit der Resolution des Berliner Parteitages (1892) über das Genossenschaftswesen das letzte Wort in dieser Frage nicht gesprochen sein kann, ist eine Ueberzeugung, die sich wohl in immer weiterem Umfang der Partei Bahn bricht. In jener Resolution war erklärt worden, dass die Partei die Gründung von Genossenschaften nur da gut heissen könne, wo diese gemaassregelt Genossen eine Existenzmöglichkeit bieten oder die Agitation erleichtern und von äusseren Einflüssen befreien sollten, — aber auch dann nur unter den weitgehendsten geschäftlichen und finanziellen Garantien, — dass sie ihr im Uebrigen aber entgentreten und namentlich „den Glauben bekämpfen müsse, dass Genossenschaften im Stande seien, die kapitalistischen Produktionsverhältnisse zu beeinflussen, die Klassenlage des Arbeiters zu heben, den politischen und gewerkschaftlichen Klassenkampf der Arbeiter zu beseitigen oder auch nur zu mildern.“

Bekanntlich war die Stellung unserer Partei gegenüber den Genossenschaften nicht immer eine so ablehnende. Lassalle hatte die Produktivgenossenschaften, wenn vom Staate unterstützt, sogar als den Weg bezeichnet, auf dem die Beseitigung der kapitalistischen Produktionsweise und ihre Ersetzung durch die sozialistische möglich sei. Dagegen hatte er die Gründung von Konsumgenossenschaften allerdings der Arbeiterschaft widerrathen, da diese erstens das Uebel, das heutige ökonomische System, nur an der Oberfläche trafen, während die Produktivgenossenschaften es an der Wurzel angreifen würden,

¹³⁾ Es wird von Plechanow die Thatsache betont, dass kein Anderer als Engels zuerst die Dinge an sich durch den Hinweis auf die Praxis widerlegte. Das genauere Verhältniss der Engellschen Aeusserungen zu dem von Plechanow unternommenen Feldzug en règle gegen die Dinge an sich lassen wir dahingestellt; es möge hier nur eine Erinnerung aus der Geschichte der Philosophie erwähnt werden.

Aristoteles erzählt, dass Zenon die Bewegung geleugnet hatte, weil sie einen inneren Widerspruch habe. Es ist nun bekannt, wie Diogenes von Sinope, der Cyniker, solche Beweise vom Widerspruch der Bewegung ganz einfach widerlegte; — stillschweigend stand er auf und ging hin und her — er widerlegte sie durch die That. Aber die Anekdote erzählt weiter, dass, als ein Schüler mit dieser Widerlegung zufrieden war, Diogenes ihn prügelte, weil, wie er sagte, gegen Gründe nur eine Widerlegung mit Gründen gelten dürfe. (Hegels Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, I, pag. 314.)

Und doch hat jener Schüler nur des Lehrers praktisches Argument, vielleicht auch „mit Wärme und Ueberzeugung“ . . . für Ernst genommen.

¹⁾ Vgl. den Artikel von Arons und die Erwiderung von Elm im Vorwärts vom 14. Januar und 4. Februar, ferner den Braunschen Aufsatz, sowie Elms Antwort in No. 19 und 23 der Neuen Zeit.

und weil zweitens selbst eine durch sie bewirkte Verbesserung in der Lage des Arbeiters, in Konsequenz des ehernen Lohngesetzes doch nur von kurzer Dauer und geringer Ausdehnung sein könne.

Aehnlich sprach sich der Genfer Kongress der Internationale (1866) aus, der das Genossenschaftswesen als eine der „Triebkräfte zur Umwandlung der Gesellschaft“ anerkannte aus den gleichen Gründen wie Lassalle aber den Produktivgenossenschaften den Vorzug gegeben wissen wollte. Auch Marx äusserte sich über die Genossenschaften, wenn er auch nicht so optimistisch wie Lassalle über ihre Tragweite urtheilte, mehrfach in sehr anerkennender und freundlicher Weise. So bezeichnete er sie im Kapital²⁾ gleich den Aktiengesellschaften als Uebergangsformen aus der kapitalistischen in die assoziierte Produktionsweise, nur dass in diesen der Gegensatz negativ, in jenen aber positiv aufgehoben sei. Doch scheint auch er dabei (andere Stellen sprechen dafür noch deutlicher) nur an die Produktivgenossenschaften gedacht zu haben. Aber wie so oft, erfüllt auch hier die Praxis diese hohen Erwartungen in keiner Weise. Die meisten derartigen Unternehmungen gingen trotz aller ihrer Gründung und Erhaltung gebrachten Opfer geschäftlich zu Grunde oder sie entarteten zu kapitalistischen Aktiengesellschaften. So finden wir denn bereits im Erfurter Programm die noch im Gothaer Einigungsprogramm aufbewahrte Forderung von Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe fallen gelassen. Aber die beliebte Taktik unserer Gegner, jede Schlappe, die irgendwo eine Produktivgenossenschaft erlitten hatte, der Sozialdemokratie aufs Konto zu schieben, machte eine noch unzweideutigere Stellungnahme unsererseits nothwendig.

Das also war die Veranlassung der in Berlin an das Genossenschaftswesen ertheilten Absage. Thatsächlich hatte man dabei die Produktivgenossenschaften im Auge, das geht auch aus den in der Debatte gegen das Genossenschaftswesen gemachten Einwendungen hervor. Wenn man gleichwohl auch in der Diskussion meist von Genossenschaften schlechthin sprach, so erklärt sich das wohl dadurch, dass man die Konsumgenossenschaften durch die Lassallesche Argumentation längst erledigt und daher für uns garnicht mehr in Betracht kommend erachtete, — auch mochte sich ein Theil der Parteigenossen der Unterschiede, die zwischen diesen beiden Genossenschaftsformen bestehen, und die auch eine gesonderte Beurtheilung machen, überhaupt nicht bewusst sein. Jedenfalls wurden die Konsumvereine garnicht erwähnt.

Waren es aber einerseits die schlechten Erfahrungen, die man in der Praxis mit den Produktivassoziationen gemacht hatte, die zu jener ablehnenden Haltung der Partei gegenüber der ganzen Frage geführt hatten, so sind es nun andererseits die glänzenden, die Aufmerksamkeit von Jahr zu Jahr mehr auf sich ziehenden Erfolge besonders der englischen,³⁾ schweizerischen⁴⁾ und belgischen⁵⁾ Konsumvereinsbewegung, die Zweifel an der Richtigkeit der früheren Be- und Verurtheilung dieser Organisationen und somit auch an der allgemeinen Gültigkeit des in Berlin über das Genossenschaftswesen gefällten Todesurtheils erweckt haben, ja die die Vermuthung nahe gelegt haben, dass wir vielleicht in der Konsumgenossenschaft diejenige Form der Kooperation vor uns sehen, der es vor-

²⁾ Band III, pag. 428.

³⁾ s. Beatrice Webb: Die britische Genossenschaftsbewegung. Leipzig 1893, Duncker & Humblot.

⁴⁾ Dargestellt durch Dr. Hans Müller: Die schweizerischen Konsumgenossenschaften. Basel 1896, Verlag des Verbandes schweiz. Konsumvereine.

⁵⁾ Eine Schilderung dieser eigenartigen im Dienste der Partei stehenden Bewegung befindet sich in Ad. Gerhards: Konsumgenossenschaft und Sozialdemokratie. Nürnberg 1895, Wörlin & Comp. Vgl. auch Louis Bertrand: Die Genossenschaft. Neuwied und Leipzig 1893, Aug. Schupp.

behalten ist, die Mission zu erfüllen, die wir einst ihrer bevorzugten Schwester zugeschrieben haben.

Es muss in der That fast merkwürdig erscheinen, dass die Konsumgenossenschaft gerade theoretisch so lange in ihrem Werthe verkannt und hinter der Produktivgenossenschaft zurückgesetzt, dann aber, als man die praktische Werthlosigkeit der letzteren erkannte, mit ihr in einen Topf geworfen und verbrannt werden konnte.

Was den auf das ehrene Lohngesetz sich stützenden Einwand Lassalles betrifft, so wissen wir längst, dass dieses Gesetz durch den Widerstand der organisierten Arbeiterschaft ausser Wirkung gesetzt wird. Aber auch die Behauptung, dass die Konsumgenossenschaft die kapitalistische Produktionsweise nur an der Oberfläche berühre, kann höchstens gegenüber der gewissermassen nur vorbereitenden Form derselben, der nur Waaren vertheilenden Konsumgenossenschaft aufrecht erhalten werden. Sobald die Konsum- oder Produktionsgenossenschaft, wie sie dann richtiger hiesse, die Produktion ihrer Waaren selbst in die Hand nimmt, führt sie ein vollständig neues Prinzip in das Wirtschaftsleben ein, stellt sie einen viel fundamentaleren Eingriff in die heutige Produktionsweise dar als die Produktionsgenossenschaft.

Die Wirkung der letzteren — ihr Gedeihen einmal vorausgesetzt, — besteht darin, dass sie an Stelle des Proletariats die in dem betreffenden Betrieb beschäftigten Arbeiter als Eigentümer setzt. Im Uebrigen aber bleibt Alles beim Alten.

Eine nach dem Prinzip der Produktivgenossenschaften geregelte Wirtschaftsordnung würde genau wie die heutige sich aus einer Anzahl kleinerer oder grösserer von einander unabhängiger, sich feindlich gegenüberstehender Betriebe zusammensetzen. Die Produktion für den Waarenmarkt und damit die ganze Anarchie des heutigen Wirtschaftslebens mit ihrer im Gefolge der freien Konkurrenz einherschreitenden Ueberproduktion und ihrer von uns so oft kritisirten maasslosen Kräftevergeudung wäre also erhalten geblieben.

Und wenn auch durch den Uebergang der Produktionsmittel in den Besitz der sie benützenden Arbeitergruppen (also nicht der Gesamtheit, wie wir es fordern!) eine gerechtere Vertheilung der erzeugten Güter bewirkt würde, so wäre damit doch der monopolistische und daher zur Ausbeutung Anderer befähigende Charakter der ersteren keineswegs vernichtet. Auch wenn eine direkte Ausbeutung nicht zur Genossenschaft gehöriger, gegen Lohn angestellter Arbeiter etwa durch Gesetz verhindert würde — schon eine ganz undenkbare Annahme — so wären doch die Besitzer kostbarer Produktionsinstrumente in der Lage, in Form von hohen Waarenpreisen der Allgemeinheit eine Steuer aufzuerlegen, die diese gerade so willig tragen müsste, wie sie heute jedem Kapitalisten nach dem Gesetz vom Ausgleich der Profitrate auf sein Kapital entfallenden Antheil vom allgemeinen Mehrwerth realisiren muss.

Aus diesen von unserm Standpunkt aus gegen die Produktivgenossenschaften zu erhebenden theoretischen Einwänden, geht natürlich noch nicht die praktische Aussichtslosigkeit dieser Organisationen hervor. Das sprechen bekanntlich noch ganz andere Faktoren mit⁶⁾. Die kapitalistische Gesellschaft gefällt uns auch nicht und ist doch da. Wir sehen daraus nur, dass wir auf diesem Wege, selbst wenn er gangbar wäre, nicht unser Ideal erreichen können. Die produktivgenossenschaftlich organisirte Gesellschaft ist das Ideal — und zugleich die Karrikatur desselben — der Anarchisten, sofern diese nicht — noch reaktionärer — zum vollständigen Alleinbetrieb zurückkehren wollen.

⁶⁾ Eine Darlegung der praktischen Ursachen, die das Zugrundegehen der meisten Produktivgenossenschaften verschulden und der Konsumgenossenschaft ein so gewaltiges Uebergewicht über jene verleihen, findet sich in den Schriften von B. Webb und A. Gerhard.

In der Konsumgenossenschaft aber haben wir die Vertreterin des demokratisch-sozialistischen Prinzips vor uns, ihre Konsequenz ist unser „Zukunftsstaat“. Es liegt darum eine eigenthümliche Ironie darin, wenn Anarchisten gewissermassen als Gegengift gegen den sozialdemokratischen „Zwangsstaat“ „freie“ Konsumgenossenschaften gründen, und Sozialdemokraten wiederum nichts davon wissen wollen, weil ihnen dies als eine Einnistung des Arbeiters in die heutige Wirtschaftsordnung, eine Aussöhnung mit ihr erscheint.

Denken wir uns, die englischen Konsumgenossenschaften, die bereits $\frac{1}{6}$ der Bevölkerung des Landes umfassen, eroberten dieselbe nach und nach vollständig, während ihre Zentral- oder Grosshandelsgenossenschaft allmählich die Produktion sämtlicher Gebrauchsartikel ihrer Mitglieder in die Hand nähme, dann hätten wir eben den sozialistischen Staat — oder wenigstens seine wirtschaftliche Grundlage. Das soll natürlich kein Beweis dafür sein, dass wir ihn wirklich einmal auf diesem Wege oder nur auf diesem Wege erhalten werden, — es handelt sich hier nur um den Nachweis eines identischen Prinzips in diesen beiden Organisationen.

In der Konsumgenossenschaft ist wirklich die Gesamtheit Eigenthümerin der Produktionsmittel geworden. Die Produzenten aber sind die Angestellten dieser Gesamtheit und nehmen an dem Besitze der Produktionsmittel nur insofern Theil, als sie selbst Mitglieder der Gesamtheit sind.

Es mag Manchem auf den ersten Blick als eine etwas sonderbare Behauptung erscheinen, dass irgend ein kleiner Konsumverein mit ein paar hundert Mitgliedern, der vielleicht eine eigene Bäckerei eingerichtet hat, der Vertreter der Gesamtheit sein soll. Die Richtigkeit dieser Auffassung wird ihm aber schon eher einleuchten, wenn er sich vor Augen hält, dass die einen Werth von vielen Millionen darstellenden Produktionseinrichtungen der englischen Grosshandelsgenossenschaft gemeinsames Eigenthum der mit ihren Familien gleichfalls mehrere Millionen umfassenden englischen Genossenschaftler sind, und dass Jedermann durch den Allen offenstehenden Beitritt zu irgend einem englischen Konsumverein Mitbesitzer dieser Reichthümer werden kann.⁷⁾ Worauf es ankommt ist, dass jeder derartige Verein, wie wir sogleich sehen werden, die Tendenz hat, zur Gesamtheit zu werden.

In der Produktivgenossenschaft entsteht, sobald das Unternehmen gedeiht, und die Einnahmen reichlicher fliessen, das Bestreben nach Abschliessung aus dem ganz natürlichen Wunsche heraus, den Gewinn nicht mit Anderen theilen zu müssen. Die weitere Folge ist dann — wie bekannt — bei nöthig werdender Erweiterung des Betriebs die Anstellung fremder Arbeiter gegen Lohn, also die Rückkehr zum Kapitalismus.

Für die Konsumgenossenschaft ist, wenigstens sobald sie das ihrem Wesen allein entsprechende Rochdaler Gewinnvertheilungssystem angenommen hat, (was heute wohl fast ausnahmslos geschieht), eine solche Gefahr nicht vorhanden. Nach diesem Prinzip gelangt bekanntlich der sich aus den Aufschlägen auf die Einkaufspreise ergebende Gewinn nach der Höhe der Einkäufe der Mitglieder zur Vertheilung — es erhält also Jeder gerade das und nur das zurück, was an ihm verdient ist. Voraussetzung dabei ist natürlich, dass nur an Mitglieder verkauft wird, was durch die Novelle zum Genossenschaftsgesetz für Deutschland übrigens gesetzlich festgelegt ist. Dann kann aber auch Niemand ein Interesse daran haben, die Mitgliedschaft zu beschränken. Im Gegentheil, je grösser

⁷⁾ Das Normalstatut der schweizerischen Konsumgenossenschaften, die sich überhaupt durch prinzipielle Haltung auszeichnen, versucht den demokratischen Charakter dieser Institution dadurch zum Ausdruck zu bringen, dass es die Mitgliedschaft durch die blosse Beitrittserklärung erwerben lässt. Die Folge, nicht die Bedingung dieser Mitgliedschaft ist dann die Entrichtung eines Eintrittsgeldes von 3 Frs.

die Mitgliederzahl, je grösser der Umsatz, desto geringer die Spesen auf jede einzelne Waare, desto grösser der auf jedes Mitglied entfallende Gewinnantheil. „So gewahren wir in allen gutverwalteten Konsumvereinen den lebhaftesten Wunsch der Beamten und Ausschussmitglieder, jeden Bewohner des Distrikts in den Zauberkreis der gewintheilenden und selbstverwaltenden Mitglieder zu ziehen. Kein Mensch steht zu hoch, kein Mensch zu tief, kein Mensch ist zu reich, kein Mensch zu arm — immer unter der Voraussetzung, dass er kauft und baar bezahlt, — um nicht in diese Alles einschliessende Demokratie aufgenommen zu werden.“ (Beatrice Webb.)

Natürlich auch eine Verwaltungsdemokratie! Es ist klar, dass in einer solchen Vereinigung nicht von Kapitalien, sondern von Personen, das Stimmrecht nicht am Besitz, an der Aktie haften kann, sondern ein persönliches sein muss. Jedes Mitglied hat eine und nur eine Stimme. Auch hierin unterscheidet sich die Konsumgenossenschaft in vortheilhafter Weise von der Produktivgenossenschaft, deren Wahlrecht ein plutokratisches, d. h. auf dem Besitze von Aktien beruhendes und von deren Zahl abhängiges ist.^{*)}

Dieser Uebergang der Produktionsmittel in den Besitz und unter die demokratische Kontrolle der Gesamtheit, hat nun aber auch in der Konsumgenossenschaft die Wirkung, die wir von dieser Maassregel in einer sozialistischen Gesellschaft erwarten: die ihres Monopolcharakters beraubten Produktionsinstrumente hören auf Kapital, das heisst Mittel zur Ausbeutung, zur Profiterzeugung, zu sein.

Wie bereits aus der Art ihrer Auszahlung auf den Einkauf, nicht auf das Kapital hervorgeht, ist die Dividende eines Konsumvereins, trotz der gleichen, leicht irreführenden Benennung, etwas ganz Wesensverschiedenes von der einer Aktiengesellschaft. Sie entsteht, soweit sie nicht in der rationelleren Produktions- und Vertheilungsweise der Konsumgenossenschaften ihren Ursprung hat, nicht durch Ausbeutung, sondern gerade durch Verhinderung derselben, sie stellt keinen Kapitalprofit dar, sondern ist nur der positive Ausdruck für dessen Vernichtung.

An diesem innersten Wesen der Konsumvereinsdividende ändert auch die empirische Thatsache nichts, dass sie durch eine Ueberanspannung und Unterbezahlung der Angestellten über ihre normale Höhe hinausgetrieben werden kann (s. sächsische Lagerhalter). Das ist eine Bereicherung der Allgemeinheit auf Kosten Einzelner, die natürlich nicht scharf genug verurtheilt werden kann, die aber auch in einer sozialistisch organisierten Gesellschaft denkbar ist, und daher nur die Nothwendigkeit der Fortdauer der berufs-genossenschaftlichen Organisationen auch für diese Gesellschaftsordnung beweisen könnte.

^{*)} Ich kann deshalb Genossen Kautsky nicht zustimmen, wenn er in seiner Broschüre: Konsumvereine und Arbeiterbewegung (Wien 1897) meint, dass die Konsumgenossenschaft eine schlechtere Schule der wirtschaftlichen Demokratie darstelle, als die Produktivassoziation. Die letztere setze sich aus lauter Sachverständigen der von ihr geübten Thätigkeit zusammen, die thatsächlich die Leiter ihres Unternehmens sein könnten, während die Konsumgenossenschaft sich in dieser Beziehung mehr der Aktiengesellschaft nähere, und wie diese durch ihre Mitglieder die Leitung einem Fachmann übertragen lassen müsse. Schon diese Unterscheidung ist nicht immer zutreffend. Die Mitglieder junger und kleiner Konsumvereine besorgen häufig ebenfalls selbständig die Verwaltung, Einkauf und Verkauf, während andererseits Produktivgenossenschaften, die sich über eine gewisse minimale Grösse hinausentwickeln, der Leitung durch einen Fachmann nicht entzogen können. Nun verträgt sich aber eine solche Leitung der Produktion und Vertheilung durch angestellte Beamte sehr wohl mit dem Begriff einer wirtschaftlichen Demokratie (und wird auch im sozialistischen Staate der einzig mögliche Weg sein), wenn nur die Wahl und Kontrolle dieser Beamten der Gesamtheit auf Grund des allgemeinen und gleichen Wahlrechts zusteht. Das ist aber bei der Konsumgenossenschaft der Fall, während die Produktivgenossenschaften gerade in diesem entscheidenden Punkte keine wahre Demokratie darstellt, sondern durch ihr plutokratisches Wahlrecht sich mehr der Aktiengesellschaft nähert

Dem es ist klar, dass es sich hier immer nur um einzelne oder einzelne Gruppen nicht widerstandsfähiger Arbeiter handeln kann: in dem Masse, als bei der Ausdehnung der Konsumgenossenschaften und der Zunahme ihrer Eigenproduktion Konsumenten, also Mitglieder und Produzenten identisch werden, wird auch der Begriff einer Ausbeutung der letzteren in ihrer Gesamtheit durch die ersteren ein Widersinn. Wie sehr auch heute schon die meisten Konsumgenossenschaften von dem Bewusstsein ihrer sozialen Aufgabe durchdrungen sind und in Bezug auf die Bezahlung und Behandlung ihrer Angestellten wahre Musterbetriebe darstellen, das soll an anderer Stelle noch besonders dargelegt werden.

Gehen wir nun zu der rein wirthschaftstechnischen Seite der Frage über. Finden wir auch da in der Konsumgenossenschaft die Kriterien einer sozialistischen Produktions- und Vertheilungsweise wieder? Gewiss.

Der Sozialismus will an Stelle des planlosen Darauflosproduzirens der kapitalistischen Gesellschaft für den Waarenmarkt, an Stelle der so viel gepriesenen freien Konkurrenz die in jedem dritten Hause ein Kramlädchen entstehen lässt, die Kaulleute und Produzenten zwingt, mit den tollsten Reklamemitteln, für die jährlich Millionen und Abermillionen in unproduktiver Weise verausgabt werden, sich gegenseitig die Kunden abzujagen und so die Herstellungskosten einer Waare oft auf das Vielfache ihres Werthes zu erhöhen, — die planmässige Produktion für die genau gekannten Bedürfnisse eines bestimmten Absatzgebietes und eine ebensolche, alle unnöthigen Spesen vermeidende Vertheilung setzen. Dasselbe thut aber die Konsumgenossenschaft. Ihre Produktion ist ebensowenig eine Waarenproduktion, wie ihre Vertheilung der Gebrauchsgüter ein Handelsgeschäft. Ihre wirtschaftliche Ueberlegenheit über die kapitalistischen Betriebe beruht auf denselben Elementen, von denen wir eine solche Steigerung der gesellschaftlichen Produktivität, des allgemeinen Wohlstandes in einer sozialistischen Gesellschaft erwarten.

Wir könnten uns daher keinen besseren Beweis, nicht sowohl dafür wünschen, dass der Sozialismus in ethischer Beziehung dem Kapitalismus überlegen ist — das dürfte wohl kaum von irgend einer Seite ernsthaft bestritten werden — als vielmehr dafür, dass er auch praktisch möglich und durchführbar ist, und gegenüber dem Kapitalismus auch das höhere Wirthschaftsprinzip darstellt, als eben die Existenz und das sichere unaufhaltsame Fortschreiten der Konsumgenossenschaften. Hier sehen wir es durch die Praxis bewiesen, dass an Stelle der Regelung der Produktion durch Angebot und Nachfrage auf dem freien Waarenmarkte mit gleichem oder besserem Erfolge die auf die Erfahrung sich stützende Erforschung der Bedürfnisse eines geschlossenen Konsumentenkreises treten kann, und dass der Stachel des individuellen Bereicherungstriebes ersetzbar ist durch das Pflichtbewusstsein und das mit dem Gesammtheitsinteresse harmonirende Selbstinteresse des Beamten.

Es scheint mir fast überflüssig, darauf hinzuweisen (ich will es aber doch thun, um nicht missverständlicherweise der Schönfärberei geziehen zu werden), dass die Konsumgenossenschaft der Praxis nur selten in allen Punkten dieser idealen, dieser Konsumgenossenschaft der Theorie gleichen wird. Was Eccarius in Eines Arbeiters Widerlegung von den heutigen Produktivgenossenschaften sagt, dass sie nämlich „unvermeidlicherweise etwas an sich haben, welches die auf Kapital und Lohnarbeit beruhende Produktion charakterisirt, gerade wie die Zünfte im alten Rom und der ersten mittelalterlichen Periode unvermeidlicherweise einen servilen Charakter hatten“, das gilt auch bis zu einem gewissen Grade für die Konsumgenossenschaften.

Von diesen „kapitalistischen Schlacken“ musste aber abgesehen werden, wo es sich darum handelte, eine Analyse des in diesen Wirthschaftsgebilden zum Ausdruck gelangenden reinen Prinzips zu geben. Dieses Prinzip ist, wie wir gesehen haben, das sozialistisch-

demokratische. Der prinzipienfesteste Sozialist, der jeden Kompromiss mit der heutigen Gesellschaft, mag er auch sonst noch so vortheilhaft erscheinen, wie die Sünde verabscheut, darf, ohne sein theoretisches Gewissen zu belasten, für die Konsumgenossenschaften eintreten.

Ob diesen Organisationen eine grössere Rolle in dem Prozess der Umwandlung der kapitalistischen in die sozialistische Gesellschaft zugeschrieben werden darf, und wie sich eine solche Annahme mit unserer bisherigen Auffassung der Entwicklung und des Klassenkampfes vertragen würde, das zu untersuchen, soll die Aufgabe eines zweiten Artikels sein.

Die Hamburger Genossenschaft.

Von

Adolf von Elm.

(Hamburg.)

Im grossen Saale des Hamburger Gesellschaftshauses, der fast bis auf den letzten Platz gefüllt war, hat am 24. Januar d. Js. die Konstitution des Konsum-, Bau- und Sparvereins *Produktion* stattgefunden. Mit nur geringen Aenderungen wurden einstimmig die Statuten genehmigt, die in langen und zahlreichen Berathungen von einer Kommission ausgearbeitet worden waren, welche bereits vor nunmehr 1 $\frac{1}{2}$ Jahren von und aus Gewerkschaftskreisen zu diesem Zwecke gewählt worden war. Dieselbe hatte auch einen Kommentar zu den Statuten ausgearbeitet und diesen mit ersterem den Vorständen und Delegirten der Gewerkschaften von Hamburg, Altona, Ottensen und Wandsbeck zugestellt, welche in 3 dreistündigen Versammlungen den Gegenstand besprochen und mit $\frac{2}{3}$ Majorität, getreu der Mahnung Sidney Webbs, dass Gewerkschaften und Konsumvereine sich gegenseitig unterstützen sollten, beschlossen hatten, für die Gründung eines Vereins auf der Basis dieser Statuten in den Gewerkschaften Propaganda zu machen und dem jungen Unternehmen die ersten Kosten der Propaganda vorzustrecken. Die geistige und materielle Unterstützung, welche die Gewerkschaften uns haben zu Theil werden lassen, hat denselben theilweise Lob, theilweise Tadel eingetragen.

Einige der Tadler versuchten, prinzipielle Gründe gegen die Genossenschaft ins Feld zu führen. Der Beschluss des Berliner Parteitages, der, obgleich vom Referenten und in der ganzen Diskussion nur von Produktivgenossenschaften, nicht ein einziges Mal von Konsumvereinen geredet wurde, dennoch allgemein von Genossenschaften spricht, wurde gegen den neu gegründeten Konsum-Verein ins Feld geführt. Auf Konsumvereine angewandt, würde der Beschluss ein Unsinn sein, was jedem Denkenden beim einfachen Durchlesen der Resolution klar sein muss — tausende und abertausende von Genossen sind heute schon Mitglieder von Konsumvereinen — in Hamburg selbst besteht ein seiner ganzen Organisation nach völlig veralteter Konsumverein, dem seit Jahren eine Reihe Hamburger Genossen angehören — gegen diese ist man mit „prinzipiellen Gründen“ noch nie vorgegangen. Weshalb also gegen die neue Gründung so viel Geschrei erheben?

Die Ziele, die der neue Verein sich gesteckt hat, sind es, welche bei den Gegnern Anstoss erregen. ¹⁾ Sie sind in dieser Offenherzigkeit und Klarheit bisher nicht ausgesprochen worden und wie alles Neue im Anfang mit der Opposition Derjenigen zu rechnen hat, welche „die alt bewährten Bahnen“ zu wandeln für den Gipfel aller Weisheit betrachten, so auch hier.

Der Verein Produktion will, und das ist das Wesentlichste, mit der übertriebenen Dividendenjägerei brechen.

Hier gerade liegt der prinzipielle Unterschied zwischen den bisherigen Konsumvereinen und dem unsrigen. Bisher kannte man bezüglich der Dividende nur zwei Richtungen: die eine, welche überhaupt keine Dividende erzielen wollte und dadurch weder Umfang noch Wirkungen erreichte und die andre, welche möglichst hohe Dividenden erzielen wollte, sie aber bis auf ein Minimum am Ende des Jahres wieder an die Mitglieder vertheilte, dadurch einen grossen Mitgliederkreis heranzog, aber wesentlich andere Wirkungen als eine kleine finanzielle Aufbesserung desselben auch nicht erzielte. Wir aber wollen weder das Eine noch das Andere. Dividenden wollen auch wir erzielen, wir wollen sie aber nicht ganz, ja nicht einmal grösstentheils wieder zur Vertheilung bringen. Wir stellen die Eigenproduktion des Konsumvereins in den Vordergrund. Ein grosser Theil der nicht zur Vertheilung gelangenden Dividende soll aufgespeichert werden, um daraus die Mittel zu gewinnen, nach und nach den Bedarf der Mitglieder in eigenen Betrieben selbst herzustellen.

Allerdings kommen auch andre Konsumvereine allmählich zur Eigenproduktion, aber nur der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe. Daher kommen ihre Produktionen denn auch selten über die nothwendigsten Lebensbedürfnisse hinaus. Und wie langsam geht das! Der Konsumverein Leipzig-Plagwitz, der, was Produktion anlangt, an der Spitze der

1) Gegenstand des Unternehmens ist:

- a) Produktion, Bearbeitung und gemeinschaftlicher Einkauf von Lebens- und Genussmitteln, Bekleidungsgegenständen und Artikeln für Hauswirtschaft und Gewerbe und Ablass derselben an die Mitglieder oder deren Vertreter gegen Baarzahlung,
 - b) Errichtung und Betrieb von Verkehrs- und Handelsunternehmungen und einer Sparkasse auch für Nichtmitglieder, die Spargelder abseiten des Vereins in statutenmässiger Weise nutzbar zu machen und in angemessener Weise sicher zu stellen, z. B. durch Eintragung von Hypotheken auf Namen von Treuhändern und dergleichen mehr.
 - c) Abschluss von Verträgen mit Gewerbetreibenden und Kaufleuten, wodurch diese sich verpflichten — bei Lieferung guter und unverfälschter Waaren zum Tagespreise und gegen sofortige Baarzahlung — einen bestimmten Rabatt an den Verein zu gewähren,
 - d) den Mitgliedern Gelegenheit zum Ansammeln von Spargeldern zu geben, zu welchem Behuf der Verein von seinen Mitgliedern auch vor Errichtung einer Sparkasse Sparcinlagen gegen Verzinsung annimmt,
 - e) Errichtung, respektive Betrieb eines Vereins- und Gesellschaftshauses, sowie einer Zentralherberge,
 - f) Errichtung, Erwerb und Verwaltung gesunder, preiswürdiger Wohnungen, sowie Erwerb und Verwaltung von Grund und Boden zu diesem Zweck, wie zu landwirthschaftlichen Betriebe, Miethung von Wohnungen behufs Wiedervermíethung und Pacht von Land zwecks Bewirthschaftung.
- Die durch eigne Produktion hergestellten oder veränderterten Waaren können auch an Nichtmitglieder abgegeben werden.

deutschen Konsumvereine steht, hat es nach 13jähriger florirender Thätigkeit glücklich bis zur eigenen Bäckerei und Müllerei gebracht, richtet jetzt eine eigne Schneiderwerkstatt ein, um dann an die Erbauung einer Seifenfabrik zu gehen. Absatz hätte er schon längst für eine ganze Anzahl von Produktionen, aber — es fehlen die erforderlichen Mittel, und, was noch schlimmer ist, es fehlt die Tendenz. Der Vorstand, der hier ausnahmsweise einmal auf der Höhe der Zeit steht, muss jeden einzelnen Betrieb erst gegen den Widerstand des Aufsichtsraths erkämpfen. Selbst in England, wo die Eigenproduktion der Konsumvereine am weitesten vorgeschritten ist, hatte sie im Jahre 1897 erst einen Jahreswerth von 122 Millionen Mark erreicht. Das sind nur circa 11 „ des Absatzes! Seit 1862 haben die englischen Konsumvereine $1\frac{1}{2}$ Milliarden Mark an Dividenden vertheilt. Man denke nur an die ungeheure Macht, die dieselben hätten, wenn nur ein Drittel davon, also 500 Millionen Mark für Produktionszwecke zur Verfügung gestanden hätte. Zins auf Zins gerechnet, wären es heute weit über 1000 Millionen Mark. Wie nun erst, wenn man die sich anhäufenden Mittel zur Eigenerzeugung verwendet hätte! Dann würde wohl, mässig geschätzt, sich das Vermögen heute auf 2 Milliarden Mark belaufen.

Da die Leser der Sozialistischen Monatshefte unzweifelhaft die eben von Ed. Bernstein erscheinende Schrift lesen werden, so kann ich es mir ersparen, hier auf den prinzipiellen Gegensatz zwischen der in jeder Beziehung unsicheren Produktion der Produktivgenossenschaft und der in jeder Beziehung (Absatz, Kapital, Leitung) gesicherten Eigenproduktion des Konsumvereins näher einzugehen. Ich könnte ihn unmöglich besser darstellen. Es unterliegt heute keinem Zweifel mehr, dass unter heutigen Verhältnissen die Eigenproduktion der vereinigten Konsumenten der einzige Weg ist, den Arbeiter wieder mit den Produktionsmitteln und dem Gesamtprodukt zu verbinden, ihm wieder Interesse für letzteres zu geben und ihn in den Stand zu setzen, als Genossenschaftsmitglied über die Arbeitsbedingungen mit der Genossenschaftsleitung als Gleiche unter Gleichen zu verhandeln.

In einer Rede über die gemeinschaftlichen Interessen der Gewerkschaften und Konsumvereine, die in dem Buche: *Der Sozialismus in England* ²⁾ abgedruckt ist, weist Sidney Webb zahlenmässig nach, dass das Interesse des Arbeiters als Produzent ein weit grösseres, als dasjenige ist, das er als Konsument hat. So wollen wir denn nach Möglichkeit und im Verhältniss zum Absatz Betriebe errichten, in denen das Interesse der Arbeiter als Produzenten gewahrt werden soll, und wir werden das um so leichter können, als wir all die Spesen und Unkosten (Zwischenhandel, Reise-, Reklame-, Bureau- und Personal-Spesen etc.) sparen, welche anderswo das Produkt auf dem Wege vom Produzenten zum Konsumenten vertheuern. Dadurch fliesst dem Verein andererseits auch ein um so grösserer Nutzen zu, je mehr Produktionen er betreibt. So wird es sich hoffentlich nicht allzu fernher Zeit reichlich bezahlt machen, dass die Mitglieder zu Gunsten der Errichtung von Produktionen auf Baarauszahlung eines Theiles der Dividende verzichten müssen.

²⁾ Deutsche Ausgabe 1898.

Zunächst wollen wir nur mit der Organisation des Konsums beginnen. Die übrigen Ziele müssen dann der Reihe nach mit dem Wachstum des Vereins in Angriff genommen und innerhalb der Grenzen der Möglichkeit erfüllt werden. Den Plan hierzu haben wir deshalb von vornherein entworfen, um, wenn diese Möglichkeit erreicht sein wird, auch wirklich weiter zu kommen und nicht wie die jetzigen Vereine weit hinter ihr zurückzubleiben. Darum haben wir die Errichtung einer Sparkasse geplant, um die Ersparnisse der Mitglieder in ihrem Interesse verbend für sie anzulegen, darum haben wir auch den Wohnungszweck ins Auge gefasst, der uns gleichzeitig reichlich Gelegenheit bietet, die Spargelder ebenso nützlich wie sicher anzulegen.

Es ist jedoch nicht beabsichtigt, wie die bisherigen Bauvereine, vereinzelte Häuser zu bauen, vielmehr haben wir an die planmässige Errichtung ganzer Häuserviertel gedacht, in deren Mitte alle Institutionen der leiblichen und geistigen Versorgung der Mitglieder sich befinden sollen. Der betreffende Paragraph der Statuten lautet: „Das Wohnungsziel des Vereins bezweckt ausser der Vermietung gesunder und preiswerther Wohnungen an die Mitglieder, die Vertheilung der Lebensmittel durch räumliches Zusammenrücken der Mitglieder billiger zu gestalten, und durch planmässige Errichtung der Quellen der leiblichen und geistigen Versorgung inmitten je eines Wohnquartiers, das leibliche und geistige Wohl seiner Mitglieder zu fördern.“ Wie bei anderen Bauvereinen, so haben auch unsere Wohnungsreflektanten nach und nach eine entsprechende, von uns sehr niedrig bemessene Summe auf ihr persönliches Wohnungskonto einzuzahlen. Wie an die Produktion, so wird auch an die Errichtung von Häuservierteln erst nach gesichertem Absatz — in diesem Falle also einer genügenden Anzahl von Miethsreflektanten und den nöthigen Einzahlungen auf das Wohnungskonto — herangegangen werden. Die durch Bebauung des Bodens demselben verliehene Werthsteigerung soll der Verein selbst verdienen, und da Boden im Umkreis der Grossstädte schon ohnehin immer theurer wird, soll der Verein so bald wie möglich in den verschiedenen Gegenden möglichst grosse Terrains erwerben, auch wenn er sie bis zu der Zeit, wo er an die Erfüllung des Wohnungszwecks herangehen kann, anderweitig verwerthen muss. Hierbei ist zunächst an landwirthschaftliche Verwerthung gedacht, denn auch die landwirthschaftliche Produktion zählt der Verein zu seinen Aufgaben; dank der zunehmenden Zentralisation der Bevölkerung, namentlich in Grossstädten, ist der Erwerb von Grund und Boden in deren Umkreis zur sichersten Kapitalanlage geworden, und da man durch Aufnahme von Hypotheken jederzeit Geld auf solche Grundstücke erhalten kann, denken wir, einen Theil der Sparkasseneinlagen in solchen Grundstücken anzulegen. Ausserdem wird uns der Erwerb von Grundstücken sowohl, wie die Errichtung von Wohnungen und Betrieben aller Art durch eine Einrichtung erleichtert, die bisher noch in keinem Verein besteht.

Derjenige Theil des Reingewinns, der den Mitgliedern am Ende des Jahres pro Rate ihrer Bezüge aus dem Verein vergütet wird, wird ihnen nämlich nicht sofort ausbezahlt werden. Er wird ihrem persönlichen Nothfonds gutgeschrieben, aus welchem dem Verein für

Bezüge aus demselben die Baarzahlungen geleistet werden sollen, welche das betreffende Mitglied in Nothfällen zu leisten ausser Stande ist. Als Nothfälle sollen gelten: Arbeitslosigkeit, Krankheit nach Aufhören der Unterstützungsberechtigung in den Krankenkassen, Entbindung, Umzug, Todesfall von Familienangehörigen, zu deren Ernährung das Mitglied verpflichtet war, und besondere Nothfälle, über welche der Vorstand entscheidet.“ Da bei den Mitgliedern derjenigen Kreise, mit denen wir zunächst zu rechnen haben werden, durchschnittlich wohl jährlich wenigstens einer dieser Fälle eintreten wird, so wird der Nothfonds unserer Mitglieder wohl nur selten bis zur vorgeschriebenen statuarischen Höhe anwachsen. Bei einer grossen Anzahl von Mitgliedern summiren sich die nicht benöthigten Beträge (wie die Sparkassen das ja erwiesen haben) erfahrungsgemäss aber doch ganz gehörig zusammen, so dass die nicht erhobenen Beträge in ihrer Gesammtheit mit der Zeit ein Kapital bilden werden, welches dem Verein zur Erfüllung seiner verschiedenen Zwecke sehr nützlich sein wird.

Sobald der persönliche Nothfonds die Höhe von 100 Mark erreicht hat, steht es dem Mitgliede frei, die ihm gut gebrachte Dividende auch ohne Nothfall zu beziehen. Aber auch vorher können die Mitglieder zu Weihnachten auf ihren Wunsch bis zu 10 Prozent ihres jeweiligen Nothfonds in Baar ausbezahlt erhalten. Sie können die Höhe desselben auch über 100 Mark hinaus bestimmen, und er wird ihnen zum selben Satze verzinst, wie die täglich kündbaren Spareinlagen.

Ausser der Einrichtung des persönlichen Nothfonds haben wir noch einen bisher nicht bekannten Fonds eingeführt: den Waarenvorschussfonds, der sich naturgemäss dem Nothfonds anschliesst. Er wird nicht höher, als Vorstand und Aufsichtsrath gemeinschaftlich vorschlagen, alljährlich von der Generalversammlung aus dem Reingewinn dotirt, darf aber in keinem Jahre über 20 $\frac{1}{100}$ des nach Dotirung des Reservefonds verbleibenden Reingewinnes erhalten. Er bezweckt, auch Mitgliedern, für welche noch kein oder kein Nothfonds mehr vorhanden ist, in Nothfällen den weiteren Baarbezug aus dem Verein zu ermöglichen.

Das Kreditgeben ist bei den deutschen Konsumvereinen theilweise stark eingerissen. Es hat schon manchem Verein das Lebenslicht ausgeblasen. Von 489 im Jahre 1897 dem Anwalt der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften berichtenden Konsumvereinen hatten 203 am Jahresschluss Ausstände bei den Mitgliedern für auf Kredit abgelassene Waaren in Höhe von durchschnittlich 17 $\frac{1}{100}$ der Geschäftsguthaben der Mitglieder. In Stuttgart betrugen sie über 25 $\frac{1}{100}$. Dabei dürfen in all diesen Vereinen statutengemäss Waaren nur gegen Baarzahlung abgegeben werden. Da das Kreditgeben nun nicht ganz zu vermeiden ist, wir die Mitglieder auch nicht zwingen wollten, bei der ersten Noth wieder zum Krämer, Bäcker etc. zurückzukehren und dort wer weiss wie lange zu „hängen“, so haben wir es für richtiger gehalten, das Kreditgeben durch Errichtung eines Waarenvorschussfonds in bestimmte Grenzen zu bannen, als, wie andere Vereine, den Statuten entgegen, von dem Genossenschaftsprinzip abzuweichen: Waaren nur gegen Baarzahlung abzugeben. Durch die bereits angeführten

statuarischen Bestimmungen sind dem Kreditgeben verschiedene Riegel vorgeschoben, zu denen mehrere noch nicht erwähnte hinzukommen: Das Vorschusskonto eines Mitgliedes darf sein Gesamtguthaben niemals übersteigen. Das einzelne Mitglied hat keinen rechtlichen Anspruch auf Kredit auf Grund des Waarenvorschussfonds. Und schliesslich sind die Bestimmungen über den Waarenvorschuss unter diejenigen aufgenommen, deren Aenderung statuarisch noch ganz besonders erschwert ist. Da der Waarenvorschussfonds erst aus dem Reingewinn dotirt werden kann, so ist jedes Kreditgeben vor der ersten Gewinnbilanz ausgeschlossen.

Zum Schluss noch einige allgemeine Bemerkungen über unsere Ziele. Mehr oder weniger sind sie in kleinem Maassstabe hier und da bereits erreicht. Verschiedentlich schon haben englische Konsumvereine den Wohnungszweck aufgenommen, Sparkassen für Mitglieder und Nichtmitglieder, Versicherungs- und Bankgeschäfte, Werkstätten und landwirthschaftliche Betriebe errichtet. Auch anderwärts betreiben Konsumvereine grosse Unternehmungen. Wie die englische Grosseinkaufsgenossenschaft das grösste Theegeschäft der Welt, so betreibt der Baseler Konsumverein das grösste Weingeschäft der Schweiz. Karlsruhe betreibt eigene Kelterei, Stuttgart betreibt das Einkaufsgeschäft für eine ganze Reihe kleinerer Konsumvereine. Soeben hat der Konsumverein Niederkirchen in der Pfalz von einem Gutsbesitzer ein mehrere Morgen grosses Grundstück gekauft, um darauf preiswerthe, gesunde Arbeiterwohnungen zu errichten. So sehen wir, dass auch in Deutschland nicht nur die Konsumvereinsbewegung, sondern auch das Konsumvereinsziel immer grössere Kreise zieht. Aber wie langsam geht die Erweiterung der letzteren vor sich! Trotz der Riesenschritte, mit welchen die Bewegung fortschreitet, kommen die Ziele kaum vom Fleck. Um nur Eines herauszugreifen: Breslau hat über 60000 Mitglieder, die Leipziger Konsumvereine versorgen bereits den fünften Theil der Bevölkerung. Die Arbeiterbevölkerung ist es, welche das meiste Bier konsumirt. Von dem Verdienste an seinem Verschleiss werden die grossen Säle errichtet und erhalten, die man den Arbeitern verschliesst, wenn sie sich versammeln wollen, um ihre Interessen wahrzunehmen. Wo sind nun die Konsumvereine — und wir haben doch heute schon reiche Konsumvereine genug — die hingegangen wären und hätten den Bierbedarf ihrer Mitglieder, der den Aktionären die Taschen füllt, selbst produziert, die Bierlokale selbst errichtet und mit dieser wirtschaftlichen Machterweiterung auch die soziale und politische Macht ihrer Mitglieder erweitert?!?! Es fehlt eben an den Zielen und an der Organisation, dieselben zu verwirklichen.

Utopien heissen bei uns in Deutschland die Einen die Ziele — die Anderen behaupten, das deutsche Genossenschaftsgesetz verhindere die Verwendung von Ueberschüssen für allgemeine Zwecke. Was das Letztere anlangt, so beweist die Eintragung der Genossenschaft Produktion ins Firmenregister, dass, sofern der Zweck von vornherein klar ausgesprochen ist, das Genossenschaftsgesetz keine Schwierigkeiten bietet, dass sich auf Grund desselben auch praktische und ideale Zwecke verwirklichen lassen.

Utopien? Blicken wir nach Belgien!

Dort ist verwirklicht, was bei uns Zukunftsmusik genannt wird, dort ist der Beweis erbracht, dass bei einheitlichem Zusammenwirken der politischen, gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Organisationen Grossartiges geleistet werden kann. Der Konsum organisirt — die Produktion in grösserem Maassstabe in Angriff genommen, eigene Fabriken, eigene grossartige Vereinshäuser, die den Mittelpunkt des geistigen Lebens und Strebens bilden.

Und wenn in nächster Zeit der neue kolossale Prachtbau des Maison du Peuple in Brüssel eingeweiht wird, wo, wie der Vorwärts meldet, u. a. Genosse Liebknecht eine Festrede halten wird, dann wäre es Pflicht unserer Arbeiter-Presse, auch der deutschen Arbeiter begreiflich zu machen, was schon unter den heutigen Verhältnissen praktischer Idealismus für gewaltige Erfolge zu erzielen im Stande ist.

Nur kurzsichtige Thoren können glauben, die Bethätigung desselben lenke ab vom Ziel! Die Genossenschafts-Bewegung ist wahrlich nicht das Mittel, die soziale Frage zu lösen — wohl aber eines der Mittel und nicht das unwesentlichste, den Emanzipationskampf des Proletariats gewaltig fördern zu helfen!

Die soziale Bedeutung der Genossenschaft.

Von

Franz Oppenheimer.

(Berln.)

[Fortsetzung.]

Um die Frage anzufassen, wie unter Umständen durch eine irgendwie geartete Genossenschaft das Problem einer günstigeren Vertheilung zwischen Arbeit und Kapital zu lösen sei, musste ich mir zunächst die Frage vorlegen, wo denn einmal der Hebel anzusetzen sei. Sollte man bei den Unternehmern anfangen, bei den Handwerkern, oder bei den Arbeitern? Und eventuell, bei welcher Klasse der Arbeiter? Wo war die Ritze in der Mauer, um ein Brech-eisen einzuzwängen?

Da ergab sich mir zunächst ein Verhältniss von verblüffender Einfachheit. Es steht in keinem Lehrbuch der professoralen Nationalökonomie, es steht auch nicht in Marx' Kapital. Und dennoch ist es so absolut einleuchtend, dass Jeder es sofort verstehen, dass Keiner seine Richtigkeit auch nur einen Augenblick bezweifeln wird, wenn ich es erst einmal ausgesprochen habe. Dieses Kolumbusei heisst einfach, dass alle Einkommen eines Volkes, das Freizügigkeit besitzt, in ihrer Höhe bestimmt werden durch das Einkommen der tiefst entlohnten Schicht. Das besagt nichts Anderes, als folgende selbstverständliche Wahrheit: wo der niedrigste ungelernete Arbeiter, sagen wir, zweitausend Mark verdient, da ist kein gelernter Arbeiter, kein Unterbeamter, kein Schreiber für weniger als zweitausend Mark, sondern nur für ein Mehr zu haben. Sinkt das Einkommen der niedrigsten Schicht, so werden vermuthlich alle höheren Einkommen entsprechend mitsinken; steigt es aber, so müssen alle höheren Einkommen mitsteigen. Würde z. B. der Lohn der Ungelernten durch irgend

ein Wunder auf 2000 Mark vermehrt, so würden die Fabrikanten genöthigt sein, ihren gelernten Arbeitern, die Kaufleute, ihren Kommis, die Regierung, ihren Unterbeamten allermindestens 2001 M. Lohn zu zahlen, denn sonst würden ihre Angestellten ihnen eben fortlaufen.

Man wird diese Wahrheit noch besser einsehen, wenn man sich vorstellt, dass es gelingen sollte, durch irgend eine Maassregel eine der höheren Schichten ausgiebig zu heben, nehmen wir als Beispiel den selbständigen Handwerkerstand. Ist es nicht durchaus klar, dass von Stund' an so lange Angehörige der tieferen Schichten, namentlich der gelernten Arbeiter, in den Handwerkerstand hineindrängen würden, bis die Konkurrenz Alle wieder auf ungefähr den alten Satz des Einkommens heruntergebracht hätte. Wer einen der höheren Stände isolirt für sich heben will, der muss ihn zugleich gegen den Zustrom von unten absperren; und darum haben die Zünftler recht, wenn sie lange Lehrzeit, Befähigungsnachweis, Wohlverhaltenszeugniss und alle die anderen alten Sperrmaassregeln fordern. Ohne das hat die Innungsmeierei wirklich nicht den geringsten Zweck.

Ganz ebenso ist es mit den gelernten Arbeitern. Sobald man sie hebt, strömen ganze Heere von Lehrlingen aus den ungelerten Arbeitermassen heraus und vermehren die Konkurrenz. Die grossen englischen Gewerkvereine wissen das sehr genau und haben sich deshalb mit einem wahren Zaun von Sperrmaassregeln umgeben. Und schliesslich verhält es sich nicht anders mit der ungelerten städtischen Arbeiterschaft. Auch ihnen strömt sofort, sobald ihre Lage sich nur ein wenig hebt, aus einer noch tiefern sozialen Schicht eine Konkurrenz zu, die ihnen die Löhne wieder herabdrückt. Davon sofort.

Es ergiebt sich also mit Nothwendigkeit Folgendes: Wenn man etwas Durchgreifendes thun will, so muss man daran gehen, die allertiefste soziale Schicht zu heben. Die Wirthschaft gleicht einem Pferde, das sich mit einem Fusse in einer Schlagfalle gefangen hat, die in einem Graben verborgen war. Da hat es keinen Zweck, einen Strick um den Hals zu legen und zu ziehen: dabei wird das Pferd wahrscheinlich kaputt gehen. Sondern man muss erst den Fuss frei machen und dann die Böschung niederreissen, damit der Gaul heraufspazieren kann. Wenn die Füsse in die Höhe kommen, dann kommen Kopf und Rumpf mit in die Höhe. Genau so mit der Volkswirthschaft. Man stelle ihre Grundlage, die niedrigst entlohnte Arbeiterschaft, auf eine höhere Lohnstufe: und die höher entlohnte Arbeiterschaft, der Handwerkerstand, die Beamten und freien Berufe steigen mit empor!

Das ist ein Grundsatz furchtbar einfach und unbestreitbar. Aber zunächst einmal: wer ist denn die niedrigst entlohnte Arbeiterschaft?

Die Arbeiterschaft zerfällt in zwei grosse Gruppen, ländliche und städtische. Welche ist schlechter gestellt?

Die konservativen Agrarier behaupten, dass die städtische Arbeiterschaft schlechter gestellt sei, als ihre eigenen Tagelöhner, die nur zu dumm und verstockt seien, um die Segnungen ihres patriärchalischen Verhältnisses richtig zu würdigen. Wir wollen die Thatsache zugeben, dass der Landarbeiter bessere Luft hat als der Fabrikarbeiter, und soviel davon, wie er nur will. Was die übrigen Segnungen angeht, so wollen wir statt der Herren lieber die Arbeiter selbst fragen.

Und sie geben uns eine Antwort, die jeden Zweifel ausschliesst. Es ist klar, dass die Menschen im Allgemeinen von da fortgehen, wo es ihnen schlecht geht, und da hingehen, wo es ihnen besser geht! Darüber kann sich wohl einmal ein Einzelner täuschen, aber niemals die Menge auf die Dauer. Wandern nun die städtischen Arbeiter auf das Land, oder wandern die Landarbeiter in die Stadt?

Es ist allgemein bekannt, dass die Landarbeiter in die Städte wandern, und niemals die städtischen Arbeiter auf das Land. Die ländliche Abwanderung in die Stadt zählt nicht nach Tausenden, sondern nach Millionen. Die fünf- und zwanzig Millionen Einwohner, die wir in diesem Jahrhundert mehr erhalten haben, sind fast sämmtlich Städter geworden. Damit ist unsere Frage beantwortet: die schlechtest gestellte, die tiefste Schicht der Bevölkerung ist die Landarbeiterschaft. Will man die Klassenlage der Arbeiter in der Stadt, der Handwerker und Beamten heben, so muss man die Landarbeiter verbessern. Die soziale Frage ist nur vom Lande her lösbar!

Ich werde nachher noch genauer den Gang¹ der Entwicklung darlegen, den die sozialen Verhältnisse nach der Hebung der Landarbeiter nehmen müssten. Zunächst einmal wollen wir der praktischen Frage näher treten: Ist die Landarbeiterschaft zu heben, und wenn, auf welchem Wege?

Bildung, Sparkassen, Gewerkschaft, Genossenschaft: das sind die gewöhnlichen Wege, auf denen man solche Fragen zu lösen versucht.

Kein Wort gegen die Bildung! Aber wie will man den Landarbeiter bilden? Was in den Brühl'schen Schulpalästen gelehrt wird, ist den ländlichen Machthabern ja jetzt schon zu viel; und das geht über die ABC-Weisheit nicht weit hinaus. Zeitungen kann der Tagelöhner nicht halten und darf keine halten, die dem Herrn nicht passt. Also werden wir den Tagelöhner nicht durch Bildung besser stellen können, sondern wir werden ihn erst bilden können, wenn wir ihn auf andern Wege besser gestellt haben. Dann wird eine gründliche Volkserziehung dieser in künstlicher Stumpfheit erhaltenen Masse unser erstes Ziel sein müssen.

Sparkassen, du lieber Gott! Von den patriarchalischen Löhnen lässt sich nicht viel sparen! Nun lassen sich ja auch kleine Ersparnisse hören, wenn man sie nutzbringend anlegen kann. Aber das kann der Landarbeiter eben nicht, wenn er am Platze bleibt; denn dazu müsste er Land kaufen können, und das giebt der Junker nicht her.

Gewerkvereine sind dem Landarbeiter versagt: er besitzt das Koalitionsrecht nicht. Das könnte ihm nur der Staat verleihen, und der wird sich hüten.

Also Genossenschaft! Und zwar Arbeitergenossenschaft, denn von den Handwerkerverbänden für Rohstoff, Maschinen, Kredit und Magazine kann der Landarbeiter natürlich noch weniger Vortheil haben, als der Fabrikarbeiter. Der Konsumverein kann ihm zwar grosse Vortheile bringen, da gerade der Tagelöhner für die schlechteste Waare die allerhöchsten Preise beim Dorfkrämer bezahlt, aber doch nur in einem sozial unwirksamen Maasse. Denn ein Guts-Konsumverein muss der Natur der Dinge nach immer sehr klein bleiben, kann also nie grosse Mittel für weitere Unternehmungen aufbringen.

Es bleibt also nichts übrig, als die Produktivgenossenschaft ländlicher Arbeiter. Zu ihr führt auch die schon von Lassalle gemachte Uebersetzung hin, dass der Arbeiter als Produzent und nicht als Konsu-

ment leidet, dass man ihn also nur durch Produktivgenossenschaften helfen kann.

Man achte darauf, dass wir nur durch Ausschluss alles Unmöglichen auf diese Genossenschaft als die einzige überhaupt vorhandene Möglichkeit gekommen sind. Wir fanden: wenn es überhaupt möglich ist, die soziale Frage zu lösen, so kann das nur geschehen durch Hebung der tiefsten sozialen Schicht, der Landarbeiter; wenn es überhaupt möglich ist, die Landarbeiterschaft zu heben, so kann das nur geschehen durch die Produktivgenossenschaft. Wenn wir richtig geschlossen haben, so gibt es keinen zweiten Ausweg auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung.

Ist nun die landwirthschaftliche Arbeiter-Produktivgenossenschaft möglich oder nicht?

Drei Wege haben wir, um diese Frage zu beantworten: die Erfahrung, die Rechnung und der Versuch. Zwei dieser Wege habe ich durchgemessen, den dritten hoffe ich bald beschreiten zu können.

Zunächst die Erfahrung!

Ich habe die Geschichte der landwirthschaftlichen Arbeiter-Produktivgenossenschaft zusammengesucht und geschrieben. Sie ergab ein verblüffendes Resultat, das keiner der bisherigen Schriftsteller auf dem Gebiete der Genossenschaft auch nur geahnt hat. Die Produktivgenossenschaft in der Landwirtschaft ist bisher im Gegensatz zu der industriellen immer geglückt. Wo die Grundlage eines Unternehmens auch nur von ferne dieser Genossenschaft ähnlich war, da ist niemals ein Misserfolg zu verzeichnen gewesen. Während von mehr als tausend gewerblichen Produktivgenossenschaften nicht eine einzige als Genossenschaft am Leben geblieben ist, ist von den mehr als 70 mir bekannten Versuchen mit einer der landwirthschaftlichen auch nur ähnlichen Form kein einziger missglückt! Ueberall ein auffälliges materielles Gedeihen, überall ein glänzender Zustand der Sittlichkeit, überall ein ungetrübt herzliches Verhältniss der Genossen. Ob die Organisation mehr kollektivistisch war oder mehr geldwirthschaftlich, ob die Leitung demokratisch oder aristokratisch oder monarchisch war, ob es Iren oder Engländer, Schotten oder Schweden, Quäker oder Atheisten waren, die sich verbanden, ob der Schauplatz Irland, England, Amerika oder Algerien war: immer der gleiche glänzende Erfolg!

Ein einziger technisch fast ganz reiner Versuch existirt in der Geschichte. Die merkwürdige Geschichte desselben will ich etwas ausführlicher darstellen.

So lange es eine Kultur giebt, hat es kein Volk gegeben, das seelisch und leiblich so tief gesunken war, wie der irische Pachtbauer in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts. Es bestand dort die verderblichste Form des Grossgrundbesitzes, der Absentee-Besitz, vertheilt in kleinsten Fetzen als kurzfristige, jederzeit kündbare Pachtungen zu enormen Preisen, bis zu 300 Mark für den acre! Das Volk, ausgesogen bis aufs Mark durch ein schändliches Zwischenpächtersystem, wie es heute nur noch in Sizilien vorkommt, zu drei Vierteln verhungert, zum letzten Viertel durch den falschen Freund der Hungernden, den Schnaps, vergiftet, hatte alle Laster und keine Tugend. Faul, diebisch, mord- und brandlustig, lebte es geradezu vom Widerstande gegen die-

Gesetze. In der Zeit, von welcher ich erzählen will, 1829, glich die grüne Insel einem siedenden Hexenkessel. Eine schlechte Kartoffelernte und in ihrem Gefolge Hungertyphus und Cholera wütheten, und die donnernden Reden des gewaltigsten Irenapostels O'Connell schürten das Feuer so, dass die Regierung völlig machtlos war. Keine Polizeitruppe, ja, kein stehendes Heer kann im Stande sein, eine Empörung zu dämpfen, die an allen Orten eines grossen Bezirkes gleichzeitig ausbricht, und so war es hier. Brandstiftung, nächtliche Ueberfälle, Mord, Raub und Todtschlag, Widerstand gegen die Staatsgewalt und Geheimbündelei grassirten ärger als die Cholera.

Von allen Grafschaften Irlands war die Grafschaft Clare die schlimmste, und von allen Gütern dieses Bezirkes hatte keines eine heillosere Bevölkerung als Ralahine, die Besingung eines irischen Angelsachsen, Namens John Scott Vandeleur. Die völlig verelendete und verwahrloste Pächterbevölkerung dachte schon seit Jahren kaum noch an Zahlung; der Verwalter Hastings fiel vor den Augen seiner jungen Gattin durch eine Meuchlerkugel, ohne dass es jemals gelang, den Mörder ausfindig zu machen.

Mit dieser höllischen Bande wagte Vandeleur den Versuch. Er schloss sie zu einer Genossenschaft zusammen, gab ihnen Ralahine in Pacht, mit Gebäuden und Inventar, und versprach, ihnen das Gut zu einem bestimmten Preise zu Eigenthum zu überlassen, sobald sie die Anzahlung aufgespart haben würden. Seine Verwandten erklärten ihn für verrückt und wollten ihn entmündigen. Aber der Erfolg rechtfertigte seine Kühnheit. Das Ergebniss war nach jeder Richtung hin ein fabelhaftes.

Die Leute waren von Stund an wie ausgewechselt. An Stelle der Faulheit trat ein geradezu fanatischer, fast übertriebener Fleiss, Nüchternheit an Stelle der Trunksucht, absolute politische Gleichgiltigkeit an Stelle der Aufregung. Kein Einziger hat je wieder eine Versammlung besucht.

Niemand fuhr besser dabei als Vandeleur. Statt Aerger hatte er Freude, statt Gefahr für sein Leben eine begeisterte Garde um sich, statt Ausgaben Einnahmen. Der stipulirte Pachtzins von 900 Pfund ging glatt ein, mehr, als die Wirthschaft jemals abgeworfen hatte; eine stattliche Pacht für ein mässig gutes Areal von knapp achthundert Morgen! Aber auch das materielle Gedeihen der Leute selbst blieb nicht zurück. Wölbling schrieb einmal, dass der Fleiss des Eigners neue Produktionsquellen im Acker erschliesse, und Arthur Young sagte dasselbe, wenn er aussprach, dass die Liebe des kleinen Eigners zu seiner Scholle der Zauberstab sei, welcher Erde in Gold verwandelt. Die Genossenschaft von Ralahine wirthschaftete über ihre Pacht und ihren Naturalverbrauch im ersten Jahre achthundert, im zweiten tausend Pfund für sich heraus. Lumpen und Schmutz verschwanden, die kleinen Häuschen wurden sauber geweißt und gehalten, die Leutchen wandten etwas an sich und ihre Wohnstätte, ohne im Uebrigen von ihrer einfachen Lebensweise abzuweichen: nur, dass sie jetzt reichlich Milch und Kartoffeln und gar keinen Whisky mehr zu sich nahmen. Sie schickten ihre Kinder fleissig zur Schule und liessen sie noch nebenher jedes in einem Handwerk unterrichten; sie bedienten sich arbeitsparender Maschinen, wo das nur anging, und benutzten die freigewordene Arbeitszeit und -kraft, um ihr Areal zu vergrössern, indem sie mit Spitzhacke und Spaten ein dreissig Morgen grosses Feld, in dem der Sandstein zu Tage trat, brachen, urbarten und in ihren fruchtbarsten Weizenacker verwandelten. Von Verbrechen

und Unsittlichkeit war keine Rede mehr, besonders heben die Berichte das wundervoll herzliche und sittliche Verhältniss der Eheleute hervor, bedingt durch die volle wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frau. Für die Kinder waren nämlich Schul- und Schlafräume, für die Ledigen jeden Geschlechts gemeinsame Schlafsäle vorhanden. Hätte ein Ehegatte den andern misshandelt, so hätte der verletzte Theil ohne wirtschaftlichen Schaden das gemeinsame Haus verlassen und für sich in gleichem Komfort weiter leben können, da die Weiber ebenso gut berechnete Genossen waren, wie die Männer. Die gesellschaftliche Achtung hätte in diesem Falle, umgekehrt wie bei uns, den schuldigen Theil getroffen. Diese Einrichtungen führten ganz von selbst herbei, dass die Eheleute aus Respekt vor dem öffentlichen Urtheil stets, wie unser Gewährsmann schreibt, als *sweethearts*, d. h. als Liebesleuten, mit einander verkehrten, und dass ein aussererhelicher Verkehr hier, wo kein wirtschaftliches Hinderniss der Eheschliessung bestand, überhaupt nicht vorkam.

Der Versuch nahm ein trauriges Ende. Vandeleur spielte an der Dubliner Börse und verlor sein Vermögen. Er flüchtete, wurde bankbrüchig erklärt, und sein Vermögen verfiel den Gläubigern. Da damals noch kein britisches Genossenschaftsgesetz bestand, so anerkannte Niemand den Vertrag des Gutsherrn mit seinen Pächtern; Ralahine wurde meistbietend versteigert, die kleinen Leute ausgetrieben, ihrer Errungenschaften und ihrer Hoffnungen beraubt. Sie sanken in ihr Elend, ihre sittliche Verkommenheit zurück und mit ihnen der ganze Bezirk, dessen Moralität sich sichtlich, in der Hoffnung auf das „System“, gehoben hatte.

So starb Ralahine, nicht an einer Krankheit, nicht an einem innern Fehler seiner Bildung, sondern an einem von aussen, durch fremde Schuld herbeigeführten Unfall!

Dieser seltsame Fall bildet eine Widerlegung der thörichten, antiliberalen Behauptungen, dass die Menschen, wie wir sie kennen, für eine freie Staatsform nicht „reif“ seien, denn was jene zu drei Vierteln verhierten weissen Hottentotten konnten, können unsere norddeutschen Landsleute noch lange. Er bildet aber ausserdem, namentlich in Verbindung mit anderen Versuchen, einen unwiderleglichen Beweis dafür, dass die landwirtschaftliche Produktiv-Genossenschaft möglich ist.

So spricht die Erfahrung. Was sagt die Rechnung dazu?

Auch die Rechnung beantwortet die Frage nach der Möglichkeit dieser Genossenschaftsform mit einem runden Ja.

Man stelle sich eine solche Genossenschaft einmal vor, einen Verband von etwa zwanzig Familien im Anfang, die ein Gut von etwa 2000 Morgen unter der Leitung eines tüchtigen Administrators bestellen, und vergleiche dieses mit einem ganz gleichen Gute, das ebenso viele Tagelöhner für ihren Herrn bebauen. Man muss wirklich erbliches Herrenhausmitglied sein, um nicht zu wissen, auch ohne dass eine einzige Erfahrung es bestätigte, dass die Genossen, die für ihre eigene Tasche und für ihre eigene Familie arbeiten, weit besser und fleissiger schaffen, weit weniger unachtsam ruiniren werden, als die Tagelöhner, die, wenn sie ein Interesse haben, höchstens das eine haben können, die Maschinen zu beschädigen und recht langsam zu arbeiten, damit sie um so mehr Tage im Tagelohn bezahlt werden. Man weiss aus dem Geschrei unserer theueren, sehr theueren Agrarier, dass die Landarbeiter knapp sind. Es giebt keine Reserve-Armee auf dem Lande. Folglich kann der Gutsherr seinen

Tagelöhner auch nicht so leicht entlassen; da dieser also weder Angst noch Interesse hat, so arbeitet er jämmerlich.

Der Genosse aber hat, wo auch der Versuch gemacht worden ist, überall geschafft wie der Bauer auf der eignen Scholle. Das heisst, er arbeitet doppelt so viel und ruinirt den zwölften Theil, wie der Tagelöhner. Um ein kennzeichnendes Beispiel anzuführen, so hat hier bei Spandau ein Herr Jahnke sein Molkereigüthen durch eine Genossenschaft seiner Arbeiter bewirthschaften lassen. Von dem Tage an gingen genau so viel Stück der thönernen Milchsatten entzwei, wie vorher Dutzende. Und ebenso wurde in einer Pariser lithographischen Werkstatt, in der der Chef Gewinnbetheiligung eingeführt hatte, von demselben Tage an keine Schieferplatte mehr zerbrochen.³⁾

Rechnet man nun, dass die Genossen auf unserm vorgestellten Güte nur 3000 Mark jährlich mehr durch bessere Arbeit erzielen und nur 3000 Mark jährlich durch grössere Sorgfalt ersparen, so macht das für jede der 20 Familien dreihundert Mark jährlich, d. h. bei ca. 4—500 Mark bisherigem Baarverdienst eine ganz ungeheure Arbeitsdividende!

Man hat mir vorgeworfen, mein Vorschlag laufe darauf hinaus, überhoch verschuldete Genossenschaften zu schaffen, die mühsam unter ihrer Zinsenlast dahin keuchen müssten. Nun, eine kleine Rechnung zeigt, dass dieser Vorwurf gegenstandslos ist. Denn 6000 Mark jährlicher Mehr-Reinertrag macht kapitalisirt zu 3 $\frac{1}{2}$ % 200 000 Mark, d. h. das Gut wird nur dadurch, dass eine Genossenschaft es übernimmt, 200 000 Mark mehr werth. Wenn es also mit 250 000 Mark gekauft sein sollte, so ist es nur zu ungefähr 60 $\frac{1}{100}$ % belastet, viel niedriger, als die meist schon über 70 $\frac{1}{100}$ % belasteten Rittergüter.

Das ist keine Fingerfertigkeit, sondern solideste Rechnung. Ein Geschäft ist so viel werth, als die drei Dinge: Kapital, Intelligenz und Arbeit daraus machen.

Ein Gut, das eine landwirthschaftliche Produktivgenossenschaft voll verschuldet nach dem Werthe übernimmt, den es unter der Herrschaft des Junkers, bei der Arbeit verdrossener, interesseloser, übelvollender Tagelöhner hat, steigt schon durch den Uebergang in ihre Verwaltung, in die Hände hoffnungsvoller, interessirter und fleissiger Genossen um Hunderttausende im Werthe, d. h. ist nur ganz mässig verschuldet.

Nun kann man den Genossen nicht nur ein höheres Einkommen gewährleisten, als sie als Tagelöhner hatten, sondern man kann auch dafür sorgen, dass die Kaufkraft ihres Geldlohnes steigt, d. h. dass sie für jede baare Mark mehr Waaren erhalten, als jetzt. Man wird ihnen einen kleinen Konsumverein einrichten, in dem sie nach vielen Erfahrungen für 50 Pfennige, höchstens 65 Pfennige so viel bekommen, wie jetzt beim Dortkrämer für 1 Mark. Man wird ihnen vielleicht jedem sein eigenes Gütchen von 6, 8 Morgen Land

³⁾ Soeben erstet mir unerwartet ein gewichtiger Gewährsmann in — Karl Kautsky. Er schreibt (Agrarfrage, pag. 122):

„Es ist offenbar, dass ein genossenschaftlich bewirthschaftetes grosses Gut sich aller Vortheile des Grossbetriebes bemächtigen kann (der Vortheile der grösseren zusammenhängenden Fläche, der Arbeitstheilung, der Leitung durch wissenschaftlich gebildete Leute). . . . Zugleich aber muss einem genossenschaftlich bewirthschafteten Landgut die Ueberlegenheit der Arbeit für den eigenen Nutzen über die Lohnarbeit zu Gute kommen. Eine derartige Genossenschaft müsste sich also dem kapitalistischen Grossbetrieb nicht nur ebenbürtig, sondern sogar überlegen erweisen.“ Na also!

in Erbpacht geben können, mit einem saubern, gesunden Häuschen darauf, wie es die westfälischen Gutsarbeiter schon lange haben, ohne dass das Hauptgut darunter leidet. Hier können sie sich Kühe, Schweine, Hühner und Gänse halten, ihren eigenen Roggen und ihr Gemüse bauen. Und wenn dann die grosse Genossenschaft ihnen Zuchtthiere hält, sie als Werkzeuggenossenschaft an Dreschmaschine und Molkerei theilnehmen lässt, sie als Rohstoffgenossenschaft zum Selbstkostenpreise mit Dünger und Saatgut versorgt, sie als Kreditgenossenschaft im Nothfalle mit Bau- und Meliorationskrediten versorgt, als Baugenossenschaft ihnen Haus und Stallung errichtet und als Magazingenossenschaft ihnen den Absatz ihrer Butter und Eier, Hühner und Ferkel erleichtert, und sie so aus den Händen der wucherischen Aufkäufer befreit, denen sie heute verfallen sind: dann sind die dreihundert Mark mehr Einkommen an Geld mindestens sechshundert mehr werth an Kautkraft und dann ist das Ideal von Schulze-Delitzsch erfüllt, das System der in einandergreifenden Genossenschaften mit der Produktivgenossenschaft als Krönung des Gebäudes.

Und das ist nur der Anfang! Wie diese Leute, die für sich und in Freude arbeiten, ihre Zeit und Kraft werden anwenden können und anwenden werden, um Werth und Ertrag ihres Gutes inmer höher zu steigern; wie sie Sümpfe austrocknen, trockene Aecker bewässern, verunkrautete und steinige Aecker reinigen, Obstbäume pflanzen werden, wie sie ihre Arbeit durch den Zuzug von Handwerkern befruchten werden, das brauchen wir blos anzudeuten. Man sehe sich die gartengleichen Felder Süddeutschlands und der Rheinebene an, auch in schlechten Lagen, wo der Bauer für sich und die Seinen den Pflug führt, und vergleiche sie mit den weiten, öden Gutsäckern des Ostens. Und man stelle sich vor, was aus ihnen werden könnte, wenn auch hier fleissige, intelligente Eigenthümer schafften, die nicht mit primitiven Werkzeugen und nach veralteten Methoden, sondern auch noch mit allen Vortheilen wirthschaften würden, die nur der Grossbetrieb hat, mit Kapital, Maschinen und der Intelligenz geschulter Fachleute! Dreifach würden die Aecker tragen!

Zwei Fragen wird man noch beantwortet wissen wollen:

Erstens: Warum ist der landwirthschaftlichen Produktiv-Genossenschaft eine so gute Zukunft zu prophezeien, da doch die industrielle so gar keine Aussichten hat?

Zweitens, die brennende Frage: Was kann uns, den städtischen Handwerkern, den städtischen Arbeitern die landwirthschaftliche Genossenschaft nützen?

Diese Fragen werde ich noch zu beantworten versuchen.

[Fortsetzung im nächsten Hefte.]

Ueber Grubenbesitz und Grubenrecht.

Von

Henri van Kol.

(Haag.)

[Schluss.]

Das neue Bergwerksgesetz wird den Unternehmungsgeist der holländischen sowohl wie der fremden Kapitalisten erwecken. Das Transvaal kann uns lehren, welche Folgen aus diesem Zustand entspringen werden. Im Jahre 1897 vertheilten dort 30 Kompagnieen 35 Millionen Gulden an ihre Aktionäre. Eine davon machte 2 760 000 Gulden Profit und

heinste 100% Dividende ein (die Mine von Bonanza). 140 Millionen an Werth wurden dem Boden entnommen, und davon erhielt die Staatskasse — für Pacht und Lizenzen — knapp eine Million Gulden.

Jede Woche geht ein Dampfschiff voll Gold vom Transvaal nach Europa, vor der Nase der Bewohner, die im schreienden Elend verkommen. Die Zeitungen von Johannesburg wimmeln von kläglichen Nachrichten über die Bedürftigkeit und das Elend eines Theiles der Bevölkerung von Witwatersrand, schreibt der Volksstem in einem Artikel betitelt: Reichthum und Elend. Die Blätter, die im Dienste der Kompagnieen stehen, betonen die Ersparnisse, die noch zu machen wären, auf Kosten der Arbeiter, durch Herabsetzung der Löhne und Ermässigung der Gehälter, und den Nutzen, der daraus entspringe, die Bedürftigkeit der Armen noch mehr zum Vortheil der Reichen auszubeuten. Der Betrieb zu Witwatersrand wird dieses Jahr einen Ueberschuss von 60 Millionen Gulden liefern, und trotzdem herrscht in den Goldfeldern des Bezirks Hungersnoth. Die reichen Leute wohnen anderswo oder gehen fort. Die Armen, die Arbeitslosen bleiben zu Johannesburg und liegen da dem Volksraad und der Regierung zur Last. Die Reichthümer sind für immer geschwunden, Armuth und Elend allein sind geblieben.

In Holländisch-Indien bewerben sich auch die englischen und amerikanischen Kapitale um Konzessionen: Die Standard Oil-Company, der mächtigste Trust der Welt, hatte seine Blicke auf Niederländisch-Indien geworfen. Wo eine einzige Petroleumgesellschaft, die Dordsche, von 1891—1896 einen Nettoüberschuss von 4 662 000 Gulden und im Jahre 1897 eine Dividende von 1 519 675 Gulden hatte vertheilen können³⁾, wo die Nederlandsch-Indische Exploratie-Maatschappij unter der Direktion des ehemaligen Ministers Sprenger van Eyck ebenfalls 156% Dividende vertheilt hatte und wo die Koninklyke einen Ueberschuss von 2 776 978,85 Gulden aufwies, da durfte der Yankee nicht fehlen.

Im Besitz eines Kapitals von 255 Millionen Gulden, wollte die Standard Oil-Company die Konzession der Moeara-Enim übernehmen und deren Kapital von 4 auf 40 Millionen Gulden erhöhen. Auf die ersten Antheile hätte sie da 300 pCt. vertheilen können, wohl wissend, dass sie, dort einmal festgesetzt, einen Schritt weiter zum Monopol des Petroleumhandels der ganzen Welt hätte machen können, und dass ihre skrupellose Taktik jede Konkurrenz unmöglich gemacht hätte. Auf die Reklamationen der Gesellschaft, der Koninklyke, die da zum Tode verurtheilt werden sollte, weigerte sich die Regierung, die indischen Petroleumquellen von der amerikanischen Gesellschaft ausbeuten zu lassen, und der geschickte Plan schlug fehl.

Aber wie lange? Der Standard konnte Antheile aufkaufen lassen, überschrieb die Konzessionen auf einen holländischen Namen, schloss geheime Verträge mit bestehenden Gesellschaften, schob Strohmänner vor, liess einige seiner Leute in Holland naturalisiren, und erreichte auf diese Weise durch allerhand Winkelzüge sein Ziel.⁴⁾ Was sie will, diese riesenhafte Finanzmacht, „deren moralisches Niveau so tief gesunken ist“ (Lloyd, *Wealth against Commonwealth*), was sie will, das kann sie und setzt sie durch. Bis jetzt hat unsere Gesetzgebung noch keine Vorkehrungen getroffen gegen die Gefahr, die von dieser Seite her Holland sowohl wie seine Kolonien bedroht.

Denn diese grosse Gesellschaft, im Dunkeln arbeitend, mit ihren unerschöpflichen Kapitalien, erregt in jedem Lande, wo es ihr gelingt in Thätigkeit zu treten, zahlreiche Schwierigkeiten. Schlechte Behandlung der Eingebornen, wodurch diese zu Widersezlichkeiten und zu Aufständen gegen die Weissen getrieben werden; Konflikte jeder Art mit der Regierung, die sich vor ihr beugen soll; übertriebene Forderungen auf Schutz und Hilfe, und wenn diese Forderungen nicht befriedigt werden, Beschwerde bei der amerikanischen Regierung. Die erlittenen Nachteile, die Plünderungen, die Misshandlungen, die

³⁾ 1896 betrug der Netto-Profit 1 924 000 Gulden, und der Staat erhielt davon 16 000 Gulden!

⁴⁾ In den Zeitungen war zu lesen, dass der Sohn Rockfellers, des Petroleumkönigs, sich hatte wollen naturalisiren lassen, um in die Direktion der Königlichen Petroleumgesellschaft, die Koninklyke, einzutreten.

Mordanschläge (vielleicht absichtlich herbeigeführt) sind ebenso viel Vorwände einzuschreiten, Entschädigungen zu fordern, Blockaden anzudrohen und schliesslich einen grossen Coup zu vollführen und die so heiss begehrten Kolonien an sich zu reissen. Kuba, Manila und das Transvaal, Rhodes, Jameson und die deutsche Regierung sind in dieser Hinsicht warnende Exempel, die uns zur Lehre dienen sollten.

Freilich könnte man sich gegen so gefährliche Feinde vertheidigen, aber das wollen die Finanzleute im Grunde garnicht. In der letzten Zeit vertheilte man unter der Hand einen Prospekt der englischen Petroleumgesellschaft Hiron Palembang Petroleum Liquid Fuel Co., die denselben Zweck verfolgt, wie der Standard und diesen Zweck zu Beginn dieses Jahres zu erreichen trachten wird. Und zwei Direktoren der Koninklyke Nederlandsche Petroleum Maatschappy, die sich an zwei Minister gewandt hatten, um die amerikanische Gesellschaft Standard zu verbieten, liehen ihnen thatkräftigen Beistand, um die Engländer in Besitz des Petroleums von Sumatra zu setzen und folglich Ausländern kommerzielle Vortheile, aber auch politischen Einfluss und eine verderbliche Macht einzuräumen.

Und was lasen wir vor vor einiger Zeit im Amsterdamer Handelsblad? Nach einem in Singapore verbreiteten Flugblatt befindet sich Borneo am Vorabend grosser Ereignisse. Ein australisches Syndikat stellt dort gleiche Machenschaften an, wie man sie zu Rhodesia gethan. Das Projekt enthält folgende Pläne: Im Norden Borneos wird man die KonzeSSION von 80 000 Acres goldhaltigen Terrains nachsuchen, ebenso im Osten; alsdann wird man mit Stammeshäuptlingen und Königen in Unterhandlung treten wegen der Abtretung von 40 000 Quadratmetern an eine Gesellschaft Londoner und australischer Kapitalisten, die sich unter dem Titel: The London and Melbourne British Chartered Company Eastern Archipelago bilden soll. Nach Java und Sumatra Borneo und Celebes, dann Neu-Guinea und Flores, und auch dort wird das Kapital allmächtig herrschen, zum grossen Schaden des Landes und der Bevölkerung, sofern man nicht mit aller Energie den Befreiungskampf für Einführung des sozialistischen Systems führt.

IV. Das sozialistische System.

Wie überall, wo die Nationalökonomien der Bourgeoisie das Privateigenthum vertheidigen, so sind auch in Betreff des Bergwerks-Eigenthums zahlreiche Theorien angepriesen worden. Von einem dauerhaften Prinzip, das „ewige“ Eigenthumsrecht zu rechtfertigen, findet sich aber nirgends eine Spur. Was der Eine für ein geheiligtes Recht erklärt, sieht der Andere für eine Ungerechtigkeit an, und wir sehen das Bergwerks-Eigenthum in all seinen Formen, in der Gegenwart sowohl wie in vergangenen Jahrhunderten, anführen. Bei identischen Produktionsformen wird sehr verschiedene Vertheilung der produzierten Reichthümer konstatiert, und diese Vertheilung ist also nicht so vollständig vom Produktionsmodus abhängig, wie Marx behauptet hat. Glücklicherweise sind wir nicht so ganz ohnmächtig gegenüber den wirthschaftlichen Verhältnissen, wie Mancher glaubt, wir können energisch zur Entwicklung und Beschleunigung der Phänomene beitragen. Dazu müssen wir in erster Linie arbeiten an der *Nationalisation der Bergwerke*.

Getreu dem demokratischen Grundsatz: das Wohl des Volkes ist das höchste Gesetz, hat der Staat das Recht und die Mittel, sich zum Herrn der Minerale zu machen, dieser Gaben der Natur, dieser Quellen von Reichthum und Wohlstand. Wo der Eingeborene nicht versteht oder nicht im Stande ist, den vorhandenen Reichthum nutzbar zu machen, wo ihm die nothwendige Energie und Fähigkeit mangelt, die Schätze des Untergrundes ans Tageslicht zu fördern, und wo er sie Jahrhunderte lang im dunkeln Schooss der Erde vergraben lässt, da hat die organisirte Gesellschaft — vorläufig der Staat — einzuschreiten. Wie Derjenige, der ein fruchtbares Grundstück unbenutzt lässt, im allgemeinen Interesse expropriert werden müsste, so müssen auch die mineralhaltigen Terrains in den Besitz der Gesellschaft übernommen werden, weil das Eigenthumsrecht dem Gemeinwohl untergeordnet werden muss. Aller anbaufähige Grund und Boden muss angebaut, alle Bergwerke ausgebeutet werden, um den gesellschaftlichen Reichthum zu vermehren und das

Elend zu beseitigen. Die Minerale müssen deshalb zum Nationaleigenthum erklärt werden, ebenso wie wir überzeugt sind, dass eines Tages alle Produktionsmittel, mit oder ohne Entschädigung, nationalisirt werden müssen, bis der Tag kommen wird, wo sie sozialisirt werden können.

Der Kollektivbesitz der Bergwerke wird den Kämpfen der Kapitalisten um den Besitz dieser reichen Beute, wie sie jetzt an der Tagesordnung sind, einen Riegel vorschieben. Er wird den Raubbau, der sich mehr um den augenblicklichen Vortheil als um die Zukunft kümmert, unmöglich machen und wird die zügellose Konkurrenz von heute durch eine verständige Organisation der Produktion ersetzen.

Wo die Minen sich im Gemeinbesitz befinden, ist jede Konzession nicht mehr oder weniger eine gesetzliche Expropriation, die sich nur dann rechtfertigt, wenn das wohlverstandene öffentliche Interesse oder die Nothwendigkeit sie erheischt. Wo aber der Staat über einen Theil des Nationaleigenthums zu gunsten Einzelner verfügt, da ist es seine Pflicht, über die Benutzung seines Eigenthums, dessen Nutzniessung er abgetreten hat, eine strenge Kontrolle auszuüben. Und als Entgelt für die Ueberlassung dieser Schätze, hat er einen beträchtlichen Theil des Ueberschusses zu fordern. Er muss soviel nehmen, wie er kann, ohne jedoch die Entwicklung der Minen-Industrie zu schädigen, was sehr wohl möglich ist — wie ich das in meiner Arbeit: Das Gesetz über die indischen Bergwerke dargethan habe — wenn er, sobald nach Rückerstattung des Kapitals und der Zinsen an die Geldgeber alles Risiko aufgehört hat, eine hohe Abgabe erhebt. Von diesen Abgaben muss ein Reservfonds angelegt werden, und alsdann sind gemeinnützige Anstalten zu gründen, um den zukünftigen Generationen einen Theil der verlorenen Schätze wieder zu erstatten und sie an den Vortheilen zu betheiligen, welche die Gegenwart ihnen nimmt.

Eine unvermeidliche Folge der Nationalisation der Gruben ist *der Betrieb in Staatsregie*.

Aus dem Gesetzentwurf des Ministers van Dedem⁵⁾ fühlte man das Bestreben heraus, da, wo es möglich war, den Staatsbetrieb einzuführen. Im gegenwärtigen Entwurf des Ministers Cremer ist dagegen das Bestreben, den Privatbetrieb mächtig zu unterstützen, sehr erkennbar. Wo van Dedem ein Maximum von 28% vom Nettoprodukt erheben will, begnügt sich Cremer mit 2% vom Bruttoproduct. Anstatt in dem Falle, dass kein Privatunternehmer sich findet, den Staatsbetrieb allein einzuführen, könnte man folgende Richtschnur annehmen: Den Gruben ihre eigene Verwaltung zu belassen, die Ingenieure mit der Aufsuchung der besten Minerallager zu betrauen, und den Erforschern, denen es nach viel Mühe und Risiko und häufig nach vielen Enttäuschungen, endlich gelungen ist, eine Mine zu finden, das Entdeckerrecht zu bewilligen.

Heutzutage erhalten diese Leute, welche die Wälder durchstreifen und die Berge erklimmen, einige hundert Gulden für eine Arbeit, die den Gesellschaften Hunderttausende einbringen.

In jedem Gesetz über Bergwerke wäre darauf zu achten, dass in einem besondern Kapitel als wesentlicher Theil des Gesetzes eine bessere Bergpolizei festgesetzt wird, als in dem Entwurf des Herrn Cremer, der Alles dem General-Gouverneur überlassen will. Wo man Reichtümer schafft, muss vor allen Dingen an den Produzenten dieser Reichtümer gedacht werden, an den Arbeiter. Besondere Vorschriften sind also in einem Bergwerksgesetz unerlässlich; sie müssten vornehmlich zum Gegenstand haben die Betriebssicherheit, die Verhütung von Unfällen bei der Arbeit, die Rettungsmittel, die Gesundheit der Wohnungen, die Pflege der Kranken, den Gebrauch des Opiums, das verboten werden müsste, und das Verbot der Kinderarbeit.

Eine sehr strenge Inspektion der Arbeit wäre zu organisiren, jeder Arbeiter und jeder Beamte wäre gegen Invalidität, Unfälle und Alter zu versichern. Besonders da, wo Gefahr vorhanden ist, dass durch Einstürze die Oberfläche geschädigt wird, oder wo durch unter-

⁵⁾ Der gegenwärtige Entwurf ist der vierte derartige, der der zweiten Kammer vorgelegt wird.

irdische Arbeit Strasse und Wasserläufe zerstört oder Sümpfe, die giftige Dünste aushauchen, gebildet werden können.

Wenn man hier der Privat-Industrie volle Freiheit lässt, so werden die folgenden Geschlechter sich auf einem Boden befinden, dessen unterirdische Schätze geschwunden, dessen Oberfläche zum Theil unfruchtbar geworden sein wird, und auf dem ein Proletariat von Arbeitslosen leben wird. Man denke daran, ehe es zu spät wird!

Von diesem Bergwerksgesetz hängt zum grossen Theil die Zukunft unsrer Kolonien ab. Es kann zum Heil oder zum Verderben des ganzen indischen Archipels werden. Stellt man die Interessen der Kapitalisten über das Gemeinwohl, die Vorrechte der Geldleute über das Wohl der Landesbewohner, schützt man die Eingebornen nicht gegen die Ausbeutung durch die Kompagnieen, so macht man einen Schritt weiter auf der Bahn des Verfalls Indiens und der Niederlande!

Richtet man dagegen die Augen fest auf ein Ideal, nimmt man energisch und praktisch die vorliegende Aufgabe in die Hand, lässt man sich durch das einzige Prinzip leiten, das unsere Kolonien retten kann, nämlich das Interesse des Volks, dann wird dieses Gesetz mit goldenen Lettern in unsere Kolonialgeschichte eingetragen werden. Zum ersten Mal vielleicht haben wir es heute in der Hand, in jenen fernen Gegenden Wohlstand und Glück zu begründen, jenen Millionen von Bewohnern, die wir bisher vernachlässigt haben, Fortschritt und Zivilisation zu bringen. Die Waffe des Heils liegt vor uns. Weh all Denen, die sie von sich weisen. Einst wird die Geschichte ihr Urtheil sprechen über ihren bösen Willen oder ihre Unwissenheit!

Ein Zeichen der Zeit.

Von

E. Belfort Bax.

(Zürich.)

Der Untergang des modernen bürgerlichen Gesellschaftssystems wird durch mancherlei Zeichen und Wunder verkündet. Es giebt Zeichen politischer, wirtschaftlicher und litterarischer Art. Unter den letzteren mag wohl ein Buch, welches letzten Herbst unter dem Titel: Die Zukunft des Sozialismus¹⁾ erschien, erwähnt werden. Der Verfasser, Georg Sulzer, Präsident des Kassationsgerichtshofes des Kantons Zürich, will vom bürgerlichen Standpunkt aus den Sozialismus nicht bekämpfen, sondern ihn umändern. Dazu dient ihm als Vorbild und Grundlage der englische Fabianismus, insbesondere die volkswirtschaftlichen Werke des Ehepaares Webb. Der revolutionäre Charakter, wie er in der internationalen Sozialdemokratie verkörpert wird, wird abgestreift. Vom Klassenkampf überhaupt, mithin vom Siege der Arbeiterklasse über die Bourgeoisie, über ihre Staats- und Gesellschaftsordnung, sowie vom Internationalismus, von einer Verdrängung oder gar grundsätzlichen Ueberwindung der herrschenden und herkömmlichen Weltanschauungen in der Religion und Ethik, will unser Verfasser nichts wissen, wenigstens ist nicht die Rede davon. Den Kollektivismus lässt er als Ideal, oder wie er es nennt, als Dogma gelten. Ja, der Hauptzweck des Buches besteht darin, auseinanderzusetzen, wie die Gesellschaft in eine kollektivistische umgewandelt werden kann, ohne dass man direkt an die Wurzeln der bürgerlichen, wirtschaftlichen und politischen Verfassung rüttelt. Die Möglichkeit

¹⁾ Verlag: O. V. Böhmert, Dresden.

einer partiellen Verwirklichung seines kollektivistischen Ideals giebt der Verfasser allerdings zu, doch ist es seiner Meinung nach kein „Endziel“, sondern nur eine Etappe in einer Entwicklung, die möglicherweise mit der Zeit zum völligen Kommunismus führen wird. Nichtsdestoweniger ist diese Etappe — die der Verfasser übrigens als keinen entschiedenen Bruch mit der heutigen Gesellschaft hinzustellen sich bemüht — für die Menschheit eine neue Periode von weittragendster Bedeutung.

Wir nennen das Buch „ein Zeichen der Zeit“ insofern, als es das Produkt eines von Hause aus konservativen Mannes ist, und daher uns gerade den Bankerott der alten bürgerlich-wirthschaftlichen Begriffe auch für diejenigen denkenden Menschen zeigt, die im Grunde immer noch im bürgerlicher Ideenkreise stecken. Was für Inkonsistenzen das vorliegende Buch für einen überzeugten Sozialdemokraten auch enthalten mag, immerhin ist es vom kulturhistorischen Standpunkt aus, wenn ich mich so ausdrücken darf, höchst interessant, da es für gewisse Strömungen der gegenwärtigen fin de siècle-Regungen des bürgerlichen Geistes bezeichnend ist. Die Abneigung dagegen, die alten spekulativen Ideale aufzugeben, der Versuch, jungen Wein in alte Schläuche zu füllen, der Widerwille gegen Alles, was nach einem entschiedenen Bruch mit der alten Gesellschaft schmeckt, der Versuch, die bestehenden Gegensätze auszugleichen anstatt sie aufzuheben, schliesslich auch eine gewisse Aengstlichkeit vor äussersten Schlussfolgerungen, selbst wenn sie klar auf der Hand liegen — das Alles kennzeichnet das Werk des Präsidenten Sulzer in gleichem Maasse wie andere Abhandlungen über den Sozialismus von bürgerlicher Seite.

Georg Sulzer theilt sein Buch in fünf Abschnitte ein: der erste behandelt das soziale Dogma des Kollektivismus, wie er es nennt. Ueberall merkt man den starken Einfluss Sidney Webbs. Wie bekannt, fusst die reine ökonomische Theorie desselben auf dem Jevonschen Werthbegriff, nach welchem der Werth einer Waare durch einen vergleichenden Kalkül des Grenznutzens, statt durch die Menge der in ihr verkörperten menschlichen Arbeit, bestimmt wird. Diese Theorie hier zu widerlegen, wäre nicht am Platz, übrigens ist es schon mehrfach geschehen, zuletzt durch Hyndman²⁾. Die einfache Wahrheit, dass gleiche Quanta krystallisirter Arbeit in der Regel sich gegeneinander austauschen müssen und dass dieser gegenseitige Austausch von gleichen Arbeitsquanten die Grundlage des Werthes im ökonomischen Sinne überhaupt sein muss, wird durch besagte Theorie verwischt oder entstellt, und zwar derart, dass allerlei Begriffe, die nur dem heutigen ökonomischen System eigen sind, und dadurch bedingt, als unbedingt giltig hingestellt werden. Auf seiner Jevonschen Werththeorie fussend, zieht Herr Sulzer die Folgerungen, dass der Kapitalzins eine fundamentale Kategorie unter den volkswirthschaftlichen Begriffen überhaupt bilden müsse, denn der Verfasser meint, dass es das nothwendige Resultat des Unterschieds zwischen gegenwärtigem und zukünftigem Gebrauch oder Genuss sei. Wie die blosse Enthaltensamkeit oder die blosse Aufbewahrung von Produkten, je nachdem man es auffasst, an und für sich einen Werth bilden soll, deren verkörperter Ausdruck der Zins ist, bleibt unerklärt. Wenn aber der blosse Unterschied zwischen zukünftigem und gegenwärtigem Bedarf nothwendigerweise einen Preisunterschied, und mithin einen Werthunterschied, hervorrufen soll, so muss

²⁾ Economics of Socialism.

uns das erklärt werden, denn der Verfasser behauptet, dass der Zins nicht nur ein nothwendiger Bestandtheil der kapitalistischen Wirthschaftsordnung sei, was selbstverständlich ist, sondern dass derselbe auch in einem kollektivistischen Gemeinwesen fortbestehen müsse. Das ganze Geheimniss des Zinses besteht doch darin, dass eine Klasse existirt, die theilweise oder gänzlich das Monopol der Produktionsmittel, d. h. die Bedingungen der menschlichen produktiven Arbeit, besitzt. Die Entwicklung des Zinswesens steht im genauen Verhältniss zu der Entwicklung einer Klassengesellschaft und der Geldwirthschaft, die endgiltig damit verbunden ist. Aehnliches könnte mutatis mutandis von der Grundrente behauptet werden, jedoch hierauf näher einzugehen, würde uns zu weit führen.

Trotz der grossen Geschicklichkeit und Ausführlichkeit, mit welcher Präsident Sulzer die Bedingungen und Konsequenzen seines Zukunftsstaates auseinandersetzt, bleiben doch einige Punkte unaufgeklärt. So z. B. die Rolle, die er seinen Kapitalisten zuertheilt, und vor Allem der Grad der Klassenunterschiede, den er voraussetzt. Manchmal scheint es, als wenn der neue Staat nicht viel anders ausfallen würde als die heutige Gesellschaft, so gering soll die Verwischung der Klassenunterschiede in demselben sein. Trotzdem aber betont G. Sulzer stets den epochemachenden Charakter seiner sozialistischen Neugestaltung auch in ihren ersten Phasen. Es scheint übrigens, als sei er immer von der Angst beherrscht, er könne des Utopismus oder wenigstens des Mangels an praktischem Sinn angeklagt werden. So meint er, dass der kollektivistische Betrieb des Haushalts und der mit ihm zusammenhängenden Arbeiten mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden sei, und dass daher auch sein kollektivistischer Staat lange Zeit mit dem modernen Dienstbotenwesen, unter vielleicht etwas verbesserten, aber nicht wesentlich veränderten Bedingungen, vorlieb nehmen müsste. Hierbei aber scheint der Verfasser zu vergessen, dass sogar schon heute in London und wahrscheinlich auch in anderen Städten Europas die Lösung dieser Frage im Sinne der Aufhebung des kleinen Haushaltssystems, wozu besondere Dienstboten erforderlich sind, bereits im Gange ist. In London z. B. ist es die neueste Mode, Häuserkomplexe zu errichten, worin eine grosse Anzahl Familien wohnen und zwar gewöhnlich in ganz wie sonst getrennten Räumen, jedoch mit Zentralküche, Zentralheizung und mit Zentralbedienung, die in der Miethe mit einbegriffen sind. Von Denjenigen, die dieses System probirt haben, habe ich die Bequemlichkeit desselben und die Annehmlichkeit, nicht von eigenen Dienstboten belästigt zu werden, sehr rühmen hören. Wir sehen also, dass auch mitten im kapitalistischen Staate Anfänge einer Umgestaltung des Haushaltswesens im Sinne einer Abschaffung des kleinen Privatbetriebes desselben bereits vorhanden sind.

Unser Schriftsteller sieht in der heutigen Konsumgenossenschafts-Bewegung und in zweiter Reihe in den Gewerkvereinen zugleich die unerlässliche Vorbedingung und das Hauptmittel und Werkzeug, den zukünftigen kollektivistischen Staat anzubahnen. Von der sofortigen Verstaatlichung von Industriezweigen ist er kein unbedingter Freund, denn nach seiner Ansicht bedarf die Verstaatlichung im Grossen und Ganzen als Vorstufe eine weitausgedehnte Konsumgenossenschafts- und Gewerkvereins-Bewegung, um wirksam und dauerhaft zu sein. Nun, die Wichtigkeit, die Herr Präsident Sulzer speziell den Konsumgenossenschaften beilegt, wird vielen Sozialisten wohl als weit übertrieben erscheinen. Dasselbe gilt, allerdings in geringerm Maasse, von den Gewerkvereinen. Dass die Konsumgenossenschaften

unter den bestehenden Verhältnissen den Weg zum Sozialismus erheblich ebnen, ja sogar von selbst die Macht des Kapitalismus brechen sollen, wird den Meisten so unwahrscheinlich vorkommen, dass sie kaum geneigt sein werden, die Sache in Erwägung zu ziehen. Wir müssen gestehen, dass der Verfasser u. E. keine genügenden Beweise für ein so gewaltiges Umsichgreifen der Bewegung liefert, um diese Unwahrscheinlichkeit erheblich zu vermindern, geschweige denn aufzuheben. Was die Gewerkvereine anlangt, so hat man allerhand Zeichen dafür, dass ihre Blüthezeit vorüber ist und dass sie dem Verfall entgegengehen. Geistig geschulte Sozialdemokraten werden kaum auf Grund der Sulzerschen Ausführungen ihre Ueberzeugung aufgeben, dass der Klassenkampf und die aus ihm folgende politische Aktion die einzig wirkungsvolle Methode zur Erreichung der Ziele des Sozialismus sein dürfte.

Im vierten Abschnitt, der die Bedeutung des kollektivistischen Staates behandelt, theilt der Verfasser die menschliche Entwicklung in fünf Kulturstufen ein: 1. Wildheit und erste Stufe der Barbarei; 2. spätere Stufen der Barbarei bis zum Untergange der klassischen Kultur; 3. Mittelalter; 4. die moderne kapitalistische Gesellschaftsordnung und 5. der bevorstehende kollektivistische Staat. Obgleich das Kapitel mancherlei interessante Erörterungen enthält, finden wir in der genannten Eintheilung und in den darauf folgenden Ausführungen, dass der Kern der menschlichen Entwicklung von seiner Urform bis zum Sozialismus fast gänzlich übersehen worden ist. Vom primitiven Kommunismus, von der Verwandtschaftsgruppe Gens, Stamm und Urvolk ist so gut wie keine Rede. Ebenso wenig hören wir vom allmählichen Fortschreiten des Individualismus in ökonomischer und geistiger Hinsicht innerhalb der Entwicklung der Zivilisation. Noch weniger wird hervorgehoben, wie in der kapitalistischen Periode der Individualismus als Gegensatz zum Sozialismus seine Blüthe erreicht, während die sozialistische Welt der Zukunft, das Urprinzip der menschlichen Gesellschaft, das Prinzip, womit der Mensch seinen Anfang als gesellschaftliches Wesen überhaupt genommen hat, wieder zur Geltung bringen soll. Damit ist nicht gesagt, dass die Gesellschaft zu ihrer Urform zurückkehren sollte, das Gesellschaftsprinzip soll vielmehr, bereichert und befruchtet durch das gegensätzliche Prinzip, das in der geschichtlichen Periode zur Reife gelangt ist, wieder wirksam werden. Diese Befruchtung äussert sich nach zwei Richtungen und bildet ein prinzipielles Unterscheidungsmerkmal zwischen dem Urkommunismus und dem Sozialismus im modernen Sinne. Der Urkommunismus basirte auf der grossen oder kleinen Verwandtschaftsgruppe und in seinen späteren Erscheinungsformen vielleicht auf gewissen örtlichen Grenzen. Der moderne Sozialismus ist seinem Wesen nach international, kosmopolitisch, d. h. er kennt im Prinzip keine Grenzen des Stammes oder des Ortes. Im Urkommunismus ging der Einzelne ganz und gar in der Gruppenwirthschaft auf, seine Bedeutung bestand nur in seiner Eigenschaft als Mitglied derselben. Der moderne Sozialismus dagegen weiss den Einzelnen zu schätzen, er weiss, dass nur in der vollsten Anerkennung der Gleichheit des Individualrechtes, und nicht etwa in einer mechanischen Unterdrückung desselben, die Möglichkeit der endgiltigen Aufhebung der jetzigen Konflikte der Rechtssphäre des Einzelnen mitderjenigen der Gesamtheit gegeben ist.

Also wie gesagt, die Erörterung dieses springenden Punktes in dem menschlichen Entwicklungsgange sucht man vergebens in den sonst interessanten

Ausführungen des Präsidenten Sulzer. Nach dem Gesagten wird es den Lesern kaum befremden, dass der Verfasser die Religion und Ethik nur in den altergebrachten Formen des Christenthums und der christlich-bürgerlichen Begriffe aufzufassen vermag. Hier und da finden wir allerdings flüchtige Ansätze zu einer mehr dem sozialistischen Standpunkt entsprechenden Ethik. Sulzer sieht ganz deutlich die Auflösung aller christlichen Begriffe durch den Kapitalismus; aber er sieht nicht ein, dass diese ethischen und religiösen Begriffe sich nicht wieder in ihrer alten Form oder auf ihrem alten spekulativen Boden rekonstruieren lassen. Im Gegentheil, er glaubt, wie es scheint, an einen neuen Aufschwung des Christenthums. Er gründet diesen Glauben auf die angeblichen Thatsachen des sogenannten Okkultismus und Spiritismus, dessen Anhänger Präsident Sulzer nach einem eingestandenermaassen, flüchtigen Studium der einschlägigen Litteratur, geworden ist. Dass der Wunsch hier eine grössere Rolle spielt als der Gedanke, wird der Leser leicht einsehen. Was dieses Kapitel anlangt, so ist es bezeichnend, dass eines der erfahrensten Mitglieder der englischen *Psychical Research Society* Podmore, ein Mann, der seit mehreren Jahren zugleich theoretisch und praktisch sich mit diesen Fragen befasst hat, in einem jüngst erschienenen Buche erklärt, die Feststellung der Möglichkeit der sogenannten Telepathie oder Gedankenübertragung sei das einzig annähernd sichere Resultat seiner und der Gesellschaft langjährigen Forschungen auf diesem Gebiet. Die Beweise für die Behauptung der Wahrscheinlichkeit eines Wiederauflebens der christlichen Religion, wenn auch nur in seinen Grundzügen, sind äusserst windig und mangelhaft. Wenn irgend etwas für die meisten denkenden Menschen unwahrscheinlich ist, so gerade die Auferstehung des seichten Dogmatismus der christlichen Theologie als ernstlicher Lebensfaktor im Volksbewusstsein. Unser Schriftsteller hat jedoch eine sentimentale Vorliebe für die alten frommen Phrasen und möchte sie gerne wieder im Volksbewusstsein lebendig sehen. Die Gründe aber, die er für seine Hoffnungen in dieser Beziehung kundgiebt, sind wie gesagt, dürftigster Natur.

Ebenso steht es mit seiner Behauptung von der Unentbehrlichkeit des Unsterblichkeitsglaubens für menschliche Ideale. Wenn die menschliche Individualität mit dem Tode untergeht, behauptet Sulzer, so sei das Leben des einzelnen Menschen, wie des menschlichen Geschlechts, zwecklos. Das, sagt er, ist das Resultat der materialistischen Weltauffassung. Vom Sulzerschen Standpunkt aus mag das wohl der Fall sein. Für Andere möchte ich jedoch die Möglichkeit behaupten, auf einen Zweck des menschlichen Fortschritts und Daseins hinzudeuten, auch ohne die materialistische Weltauffassung zu verlassen. Die Theorie, auf welcher diese Möglichkeit beruht, bleibt dem alten individualistisch-spiritistischen Boden allerdings fremd, ist nichtsdestoweniger aber in seiner Art spekulativ, trotzdem dass die wissenschaftliche Wahrscheinlichkeit im höchsten Grade für sie spricht. Nehme man z. B. an, wie die meisten modernen Materialisten es thun, dass die Eigenschaft des geistigen Wesens, oder wie man es sonst nennen will, den höheren Thieren und Menschen, den entwickelteren organischen Formen der Materie schon von vornherein eigen, d. h. der Materie überhaupt inhärent sei. Bei dieser Annahme stellen die verschiedenen Etappen des materiellen Daseins zugleich verschiedene Etappen, sozusagen des subjektiven, oder wenn man will, geistigen Daseins dar. Als Grundlage oder Urbestandtheil der anorganischen Materie gilt das Molekül. Dasselbe ist die Basis der Materie überhaupt. Schreitet man vorwärts zur

organischen Materie, zum Leben, so stösst man auf eine zweite Basis, für welche selbstverständlich das Molekül den Urbestandtheil bildet, welche aber trotzdem eine weitere Etappe ist — das ist die Zelle. Von dieser Etappe nimmt, wie allgemein angenommen wird, das eigentliche Gefühl seinen Ausgangspunkt. Schreitet man noch weiter, so kommt man auf eine neue Einheit, welche eine weitere Etappe bildet — auf den thierischen Körper in seinen niederen Phasen als einfacher Zellenkomplex; und wenn man noch weiter geht, so vereinigen sich diese einfachen Komplexe von Zellen zu der entwickelten Thierform, die im Menschen seinen Gipfel findet.

Es ist zu bemerken, dass jede Etappe als Urbestandtheil, oder sozusagen als Element die frühere Etappe hat — der thierische Körper den Zellenkomplex, letzterer die einfache Zelle, die einfache plasmische Zelle, das Molekül etc. Nun hört diese Entwicklung mit dem Menschen als Individuum auf? Nein, im Gegentheil, in der Gesellschaft als Organismus betrachtet, sind wir an der Schwelle eines angehenden neuen Gebildes, des wahren „Uebermenschen“. Wie wir im Molekül die chemische Affinität haben, die später den „Reiz“ der organischen Materie bildet, wie dieser Reiz ebenfalls in das entwickelte Gefühl des thierischen Körpers übergeht, so geht dasselbe „Gefühl“ in menschliche Sympathie über und mithin in das Pflicht- und Moralitätswesen, die der Gesellschaft als solcher eigen sind. Wiederum, wenn die Gesellschaft dazu bestimmt sein soll, sich als neues selbstständiges Gebilde zu entwickeln, so muss man annehmen, dass sie endgültig zum Selbstbewusstsein gelangt, zu einem Selbstbewusstsein, in dessen Dienst das Selbstbewusstsein des einzelnen Menschen tritt; ebenso wie die einzelnen Nervenzentren oder Zellenkomplexe des Körpers mit ihrem an und für sich dumpfen Empfindungswesen im Dienst des Gehirns und des Nervensystems stehen, und wie diese dumpfen Empfindungen im geistigen Wesen des individuellen Menschen aufgehen. Hier also haben wir einen spekulativen Gedanken, der von der reinsten materialistischen Weltanschauung abgeleitet ist, und der jedenfalls nicht mit dem, was Sulzer als Resultat der materialistischen Weltanschauung bezeichnet, nämlich, dass nach derselben sowohl das Leben des einzelnen Menschen, als das des menschlichen Geschlechts im Allgemeinen zwecklos sei, übereinstimmt. Diejenigen also, die durchaus nicht in das Bodauern des Präsidenten Sulzer darüber mit einstimmen, dass das Volk die Achtung vor dem christlichen Dogma oder die theistische Anschauung überhaupt verloren habe, sondern sich nur freuen würden, wenn der letzte Funken christlichen Glaubens oder frömmelnder Sentimentalität aus dem Volksbewusstsein ausgerottet würde, können sich nichtsdestoweniger einen idealen Endzweck des heutigen Menschenlebens sowohl für den Einzelnen als für die Gesamtheit vorstellen, und brauchen dazu nicht einmal den Glauben an ein zukünftiges Leben nach dem Tode.

Noch alledem, was wir gesagt, könnte man meinen, dass wir vorliegendes Buch im Ganzen abfällig beurtheilen. Dem ist jedoch nicht so; das Buch steht allerdings für uns Sozialdemokraten auf einem fremden, ja theilweise feindlichen Standpunkt, daher ist es unsere Pflicht, es einer Kritik zu unterwerfen, wenn wir seine Ausführungen für falsch oder unzulänglich halten. Damit sei jedoch nicht gesagt, dass das Werk Sulzers nicht ein höchst interessantes und beachtenswerthes ist, wenn man den bürgerlichen Standpunkt des Verfassers berücksichtigt. Der rein ökonomische Theil des Werkes kann als eine musterhafte Ausarbeitung und Darstellung der Sidney Webbschen Theorien gelten. Diejenigen, welche

sich über die sogenannten Fabianischen Lehren genau orientiren wollen, können nichts Besseres thun, als sich das Buch zu verschaffen; sie werden eine konsequentere und übersichtlichere Darstellung derselben bekommen, als sogar in den Webb'schen Werken selbst. Auch findet sich in dem Buche manche originelle und interessante Erörterung. Soviel muss Jeder gestehen, ohne deshalb mit dem gelehrten Verfasser einer Meinung über die unermesslichen Folgen einer gesetzlich gebotenen Oeffentlichkeit der Geschäftsführung und des Vermögensstandes, über die Bankbilanzen etc. zu sein, auch ohne zu glauben, einen Interessenkampf zwischen Produzenten und Konsumenten, der den grossen Klassenkampf zwischen Arbeitgeber und Lohnarbeiter theilweise verdrängen wird, gewärtigen zu müssen. Wie oben bemerkt, ist die Zukunft des Sozialismus von Georg Sulzer ein Zeichen der Zeit und ein Beweis, wie der sozialistische Gedanke in der einen und andern Form Platz greift in allen Kreisen. Dass ein von Hause aus seinem ganzen Wesen nach konservativer Mann, wie unser Präsident des Kassationsgerichts des Kantons Zürich, sich so unverhohlen für den Kollektivismus, sogar mit Andeutungen auf die Wahrscheinlichkeit desselben bis zum völligen Kommunismus, ausspricht, das ist sicher eine bemerkenswerthe Erscheinung.

Die „revolutionäre“ Rolle der Elektrotechnik.

Von

Bruno Borchardt.

(Berlin.)

Unter obigem Titel veröffentlicht Genosse Lux im Januar-Heft dieser Zeitschrift einen kleinen Aufsatz, in welchem er auszuführen sucht, dass die Elektrotechnik einen entscheidend „revolutionirenden“ Einfluss auf keinem Gebiete ausgeübt hat und ihrer ganzen Natur nach in dieser Beziehung durchaus nicht mit dem Dampf und seiner Rolle am Ende des vorigen und Anfang unseres Jahrhunderts verglichen werden kann.

Wenn Lux lediglich vor den übertriebenen Vorstellungen über die Wichtigkeit der Elektrotechnik hätte warnen wollen, die in manchen Parteikreisen zuweilen gehegt werden, wo man die Elektrizität für das Zaubermännlein hält, dem man in Zukunft alle möglichen und unmöglichen Arbeiten aufbürden wird, so liesse sich nicht viel dagegen einwenden, obwohl der Artikel dann vielleicht ganz überflüssig war; denn in einer irgendwie ernst zu nehmenden Diskussion sind solche Ansichten wohl kaum geäussert worden. Immerhin ist es vielleicht nicht unangebracht, zu betonen, dass die Elektrizität so wenig wie der Dampf das Zaubermittel ist, durch das eine neue Gesellschaftsordnung herbeigeführt wird. Aber ebenso wenig kann man sagen, dass der Dampf das Zaubermittel war, durch das die kapitalistische Epoche herbeigeführt wurde. In diesem Punkte scheint mir Lux von einer vollständigen Verkennung der Thatsachen auszugehen. Mehrfach hebt er hervor, dass die Erfindung der Spinnmaschine und besonders der Dampfmaschine die Produktionsweise von Grund aus umwälzen mussten und dadurch den Kapitalismus herbeiführten. Er ist also der Meinung, eine technische Erfindung sei im Stande gewesen, die ganze Produktionsweise zu ändern, und

die Gesellschaftsorganisation zu revolutioniren, und bestreitet die Wiederholung dieser Möglichkeit durch elektrische Erfindungen für die Zukunft.

Der Grund hierfür ist zwar nicht recht einzusehen. Lux selbst nennt übrigens die Erfindung der elektrischen Telegraphen als solche, die neben dem Dampf eine entscheidende Rolle gespielt habe, bei der die Leistung quantitativ so erheblich gesteigert sei, dass sie dadurch auch qualitativ eine andere geworden sei. Warum das für die Zukunft unmöglich sein soll, warum in Zukunft die Quantität nicht wieder in die Qualität umschlagen könne, ist wie gesagt, nicht recht einzusehen. Immerhin stimme ich Lux in der Behauptung zu, dass eine technische Erfindung für sich allein die Produktionsweise und mit ihr die Gesellschaftsorganisation nicht umwälzen könne. Dieser Satz ist aber für die Dampfmaschine der Vergangenheit genau so richtig, wie für den Elektromotor der Gegenwart und Zukunft. Niemals im Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung ist es eine Erfindung gewesen, die eine neue Zeit herbeiführte, sondern die geänderten Verhältnisse verlangten die Erfindung, die dann ihrerseits wieder auf die Zeitverhältnisse einwirkte. Warum hat denn das Dampfschiff Papins, mit dem er 1707 die Fulda befuhr, oder die Newcomensche einseitig wirkende Dampfmaschine, die bereits 1704 konstruiert wurde, oder noch frühere Vorläufer dieser Maschinen die Gesellschaft nicht umgewälzt? Entwicklungsfähig waren diese Erfindungen durchaus. Bekanntlich ist James Watt gerade durch das Modell einer Newcomenschen Maschine zu seinen verbesserten Konstruktionen angeregt worden. Wenn man also der Elektrotechnik eine „revolutionirende“, das heisst doch grundstürzende oder umwälzende Rolle absprechen will, so darf man sie dem Dampf nicht in übertriebenem Maasse zusprechen; man spricht sonst nur die Binsenwahrheit aus, dass die Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft Hand in Hand mit der Entwicklung der Dampftechnik ging, womit in keiner Weise bewiesen ist, dass die technische Entwicklung der Elektrizität sowie auch des Dampfes nicht neuer ungeahnter Steigerungen fähig sind, sobald die gesellschaftlichen Zustände darnach verlangen. Im Gegentheil, der Marxsche Satz: „Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor sie alle Produktivkräfte entwickelt hat, für die sie weit genug ist“, bleibt vollkommen richtig, und deswegen sehen wir, wie in der kapitalistischen Gesellschaft eine grosse Menge von technischen Produktivkräften entwickelt werden, die durchaus nicht völlig assimiliert werden können, sondern zu einem sehr grossen Theile brach liegen müssen; nichts desto weniger wirken solche Erfindungen nicht völlig umwälzend, weil ihre Zeit noch nicht gekommen ist, weil eben auch die kapitalistische Gesellschaft noch einen gewaltigen Raum für neue Produktivkräfte hat. Oder ist etwa ein Gesellschaftszustand, in welchem die durch die Technik entwickelten Produktivkräfte an Stelle der sich abmühenden Menschen voll ausgenutzt werden, undenkbar? Dann wäre allerdings auch eine sozialistisch organisierte Gesellschaft undenkbar. Wenn dies jedoch nicht der Fall ist, so sieht wohl selbst jeder technisch ungebildete Laie, dass die Umwandlung der Gesellschaft mit weiterer Ausbildung der Technik, speziell der Elektrotechnik, Hand in Hand geht; ruft diese auch nicht die Umwandlung in erster Linie hervor, so treffen ihre einzelnen Errungenschaften doch erst in der sich umwandelnden Gesellschaft den geeigneten Entwicklungsboden, und wirken dann in ihrer weitem Entwicklung auch auf die Gesellschaftsumbildung ein, so dass sie in genau demselben Sinne eine „revolutionäre“ Rolle zu spielen berufen sind, wie seiner Zeit die Dampfkraft.

Auch abgesehen von diesen allgemeinen Erwägungen scheint mir Genosse Lux die Rolle der Elektrotechnik und der einzelnen elektrotechnischen Erfindungen im Besonderen erheblich zu unterschätzen. In Bezug auf das Verkehrswesen z. B. meint er, dass noch nicht einmal die Frage des elektrischen Betriebes auf Vollbahnen befriedigend gelöst ist, und die Elektrotechnik überhaupt nur geringe graduelle Unterschiede den älteren technischen Mitteln gegenüber aufweise. Wenn nun auch nicht zu bestreiten ist, dass die Entwicklung hier in der Anwendung und Ausnutzung des elektrischen Betriebes nicht so rasch fortgeschritten ist, wie es Mancher vielleicht geträumt hat, so ist das eben auch nur ein Beweis dafür, dass die Technik hier der gesellschaftlichen Entwicklung voraus geeilt ist. In einer entwickeltern Gesellschaft wird gerade auf dem Gebiete des Verkehrswesens die Elektrizität die erste Stelle einnehmen, und in den Köpfen vieler unserer Enkel wird sich der hinter ihnen liegende Entwicklungsgang so malen, als ob die technische Entwicklung des Verkehrs die Gesellschaft revolutionirt hat, während natürlich mit der weiteren Entwicklung der Gesellschaft die bessere Ausnutzung der von der Technik gebotenen Möglichkeiten Hand in Hand geht, von ihr beeinflusst wird und befruchtend wieder auf sie zurückwirkt. Man braucht z. B. nur an den Gegensatz von Stadt und Land zu denken, an die ungeheure Zusammendrängung der Menschen in den grossen Städten, wie sie der moderne Industrialismus zu Stande gebracht hat, ein Prozess, der noch fortdauernd anhält. Die Ausbreitung des Produktionsprozesses, seine Vertheilung von den heutigen Industriezentren über das ganze Land, die Aufhebung des gegenwärtigen Gegensatzes von städtischer und ländlicher Lebensweise, diese Riesenaufgabe, mit deren Lösung der Sozialismus die schlimmste Erbschaft des kapitalistischen Zeitalters beseitigen muss und wird, und durch deren Erfüllung der Degenerierungsprozess der Menschheit aufgehalten und in einen Gesundungsvorgang verwandelt werden wird — wie ist er denkbar ohne die allerweiteste Anwendung der Elektrizität im Verkehrswesen. Durch sie ist die Erreichung von Geschwindigkeiten möglich, denen gegenüber die der heutigen Eisenbahnen, durchaus in den Schatten tritt.

Zu dem schnellen Verkehr, den die Elektrizität den zerstreut lebenden Menschen gestattet, muss sich natürlich ein weiterer Ausbau solcher Einrichtungen gesellen, die das Leben in Bezug auf die geistigen und künstlerischen Genüsse, sowie auf alle Bequemlichkeiten den Menschen bieten muss. In dieser Hinsicht kann die Rolle, welche die Elektrizität zu spielen berufen ist, gar nicht überschätzt, sondern nur unterschätzt werden. Man braucht nur an das Telephon zu denken, um die Möglichkeit des Genusses eines Konzertes oder einer Oper deutlich vor Augen zu haben; die Schilderungen in Bellamys Looking Backward in dieser Beziehung sind durchaus nicht übertrieben.

Zu den Bequemlichkeiten des Lebens gehört auch heute schon in erster Linie eine gute Beleuchtung in den Abendstunden. Auch hier unterschätzt Lux die Bedeutung der Elektrizität ganz gewaltig; er meint, dass die Gasindustrie die anfängliche Ueberlegenheit des elektrischen Lichtes durch ganz aussergewöhnliche Anstrengungen durchaus eingeholt habe. Aber er wird doch wohl nicht ernsthaft behaupten wollen, dass irgend eine Art der Gasbeleuchtung oder einer andern Beleuchtungsart sich an Bequemlichkeit der Handhabung und an der Anbringung in allen Ecken, sowie des bequemen Transportirens einzelner Lampen, und an der Regulirbarkeit der Helligkeit mit dem elektrischen Licht den Vergleich,

aushalten könne. Wir sehen denn auch bereits in der Gegenwart ein gewaltiges Aufblühen der elektrischen Beleuchtung, ihre Anwendung auf öffentlichen Plätzen und Strassen, auf Bahnhöfen, in Fabriken, in grossen Verkaufshäusern etc. Wenn die elektrische Lampe in den Privathaushalt noch sehr wenig eingedrungen ist, so liegt das in erster Linie an der leidigen Kostenfrage, hängt also aufs Innigste mit der ganzen Organisation unserer Gesellschaft zusammen. In dem Maasse, wie statt der Frage der Rentabilität, des Gewinnes für den Unternehmer, die Frage der Ersparung an menschlicher Arbeit und der Erhöhung des Lebensgenusses bei der Einführung von technischen Erfindungen und Verbesserungen in den Vordergrund treten kann, muss das elektrische Licht alle Rivalen schlagen. Es wird in der sozialistisch organisirten Gesellschaft um so mehr eine grosse Rolle zu spielen berufen sein, als bei dem dezentralisirten Wohnen eine Versorgung mit Gas kaum denkbar ist, dagegen die jetzt ganz unbenutzte Kraft des Windes zur Erzeugung elektrischen Lichtes sich überall ganz von selbst darbietet.

Unterschätzt also Lux in vielfacher Hinsicht die technische und wirtschaftliche Bedeutung der Elektrotechnik, so überschätzt er die Rolle, die sie gespielt hat, in einem andern Zweige, nämlich in Bezug auf die Telegraphie. Durch den telegraphischen Verkehr, meint er, ist es möglich gewesen, in der Produktion von dem Prinzip der grossen Lager abzugehen, nicht mehr ins Blaue hinein im Verhältniss zu dem erwarteten Absatz zu produziren, sondern lediglich auf Bestellung zu arbeiten, die Produktion also in das richtige Verhältniss zum wirklichen Absatz zu bringen. Hiernach hätte die Telegraphie also die Beseitigung der Krisen zu Wege gebracht, den schreiendsten Widerspruch der kapitalistischen Produktionsweise in der kapitalistischen Welt selbst überwunden. Das Unzutreffende dieser Behauptung fühlt Lux auch selbst; denn er fährt fort: „Dass nichts desto weniger sich immer wieder Handelskrisen einstellen, dass sich eine relative Ueberproduktion und eine relative Unterkonsumtion gegenüberstanden, hat lediglich seinen Grund in der Zersplitterung und mangelnden Verständigung der konkurrirenden Produzenten unter sich.“ Dieser Satz sagt doch das direkte Gegentheil von den vorherigen Ausführungen; hiernach wird eben nicht im Verhältniss zum wirklichen Konsum produziert, wodurch eben immer wieder Krisen herbeigeführt werden. Freilich wird in vielen Riesenbetrieben lediglich auf Bestellung, und zwar auf Bestellung der direkten Konsumenten gearbeitet; beispielsweise wird Krupp kaum ein grosses Lager von Kanonen auf Vorrath herstellen, und ebenso wenig werden die grossen Schiffswerften Panzerschiffe und Torpedoboote auf Vorrath bauen. In diesen Artikeln ist daher auch noch nie eine Ueberproduktion und in Folge derselben eine Verschleuderung weit unter ihrem Werthe auf dem Weltmarkt eingetreten oder zu erwarten. Aber in den Artikeln des Massenkonsums, die doch die überwiegende Hauptmasse der produzierten Waaren ausmachen, ist an eine Anpassung der Produktion an den Konsum zufolge direkter Bestellung der Konsumenten nirgends zu denken. Freilich sind manche grossen Fabriken in der günstigen Lage, hauptsächlich auf Bestellung zu arbeiten; die Bestellung erfolgt aber nicht durch die Konsumenten, sondern durch die Kaufleute, die ihrerseits durchaus nicht im Stande sind, von dem Prinzip der grossen Lager abzugehen. Die Ueberproduktion macht sich in der Fabrik dann im Ausbleiben von Bestellungen und in der Folge im Entlassen von Arbeitern bemerklich. Der

Umstand, dass viele Fabrikanten lediglich auf Bestellung arbeiten, ändert also an dem anarchischen Wesen der Produktionsweise gar nichts.

Weiter meint Lux, dass dieser Fehler der mangelnden Verständigung der Produzenten fast vollständig durch Vertrustung und Kartellisierung eliminiert wird, und nennt die kartellisirten Industriezweige geradezu ihrer Organisation und Produktion nach rein sozialistische Betriebe. Dieser Behauptung muss meiner Meinung nach aufs Schärfste entgegengetreten werden. Ich vermag in den Kartellen weiter nichts zu erblicken, als Versuche zu einer Organisation der Produktion auf rein kapitalistischer Basis, denen jedes sozialistische Element vollständig fehlt. Sie wollen den Preisfall durch Einschränkung der Produktion hindern und suchen zu diesem Zweck die Produzenten gemeinsam zu organisieren; die Produktion wird hierdurch monopolisirt, die kleinen Kapitalisten werden vollständig erdrückt, und die einzelnen Fabrikanten durchaus abhängig von der Organisation. Dadurch tragen die Kartelle, wie z. B. Lux in seinem Sozialpolitischen Handbuch ausgeführt ist, den Keim für die Sozialisierung der Produktion in sich. Sie selbst aber sind, wie dort des Weiteren ausgeführt ist, durchaus kapitalistische Organisationen, durch welche die Widersprüche der kapitalistischen Gesellschaft nicht beseitigt, sondern im Gegentheil noch ganz gewaltig gesteigert werden. Organisation der Produktion an sich ist natürlich durchaus noch nicht etwas spezifisch Sozialistisches; unter sozialistischer Produktion wird doch eben eine solche verstanden, die auf dem gesellschaftlichen Eigenthum an den Produktionsmitteln beruht, wobei zu den Mitgliedern der Gesellschaft in allererster Linie die Arbeiter gehören, die an dem Produktionsvorgang theilhaftig sind.

Durch diese letzten Ausführungen sind wir von der Rolle der Elektrotechnik etwas abgekommen; es schien mir indess nicht überflüssig, zu betonen, dass neben der Unterschätzung der Elektrotechnik für die Entwicklung der Produktivkräfte bei Lux eine Ueberschätzung derjenigen Organisationsformen auftritt, welche in der kapitalistischen Welt als Nothbehelfe gegen den schreienden Widersinn ihrer ganzen Produktionsweise entstanden sind.

Rundschau.

Bücher.

Zur Schwindsuchts-Bekämpfung. Denkschrift der Zentral-Kommission der Krankenkassen Berlins und Umgegend, unterbreitet dem Reichsversicherungsamt zu Berlin. 2. Aufl. Berlin 1899. Verlag: Zentral-Kommission der Krankenkassen Berlins.

Die vorliegende, von Dr. R. Friedeberg verfasste Schrift legt an der Hand von Statistiken Berliner Krankenkassen den grossen Umfang dar, den die Schwindsucht in den arbeitenden Kreisen der Bevölkerung erreicht hat. Fast die Hälfte aller Todes-

fälle sind auf Schwindsucht zurückzuführen. Da aber bei dem gewöhnlich sehr langsamen und schleichenden Verlauf dieser Krankheit dem Tode eine Reihe von Perioden zeitweiser Arbeitsunfähigkeit und endlich meist ein Zeitraum voller Invalidität vorangeht, so bedeutet die Behandlung der Lungenschwindsucht für die Kassen sowohl wie für die Invaliditätsanstalten eine bedeutende Belastung. Beide Institute sollten daher schon aus materiellen Gründen das lebhafteste Interesse daran haben, die Ausbreitung der Schwindsucht unter den Arbeitern einzuschränken. Hierzu erscheint

indess nur ein Weg geeignet: die Errichtung von Volksheilstätten, in denen die Kranken unter den hygienisch günstigsten Bedingungen behandelt werden können, in denen sie vor Allem zu einer rationellen und naturgemässen Lebensweise erzogen werden und aus denen sie nicht nur selbst geheilt und gekräftigt, sondern auch als eifrige Propagatoren der neu gewonnenen Anschauungen über den hohen Werth einer vernünftigen Körperpflege hervorgehen sollen. Die Aufnahme in eine solche Heilstätte kann jedoch nur dann in vollem Umfange gewährleistet werden, wenn das Recht auf Aufnahme jedes geeigneten Falles gesetzlich festgelegt wird. Bisher ist durch die Agitation der Zentral-Kommission für Berlin wenigstens so viel erreicht, dass bei geeigneten Fällen die Invaliditätsanstalt die ganzen Kosten des Heilverfahrens übernimmt, während die Kasse den Angehörigen das Krankengeld unverkürzt zahlt. Und auf diesem Wege ist es möglich, dass die Kranken in hinreichender Sorglosigkeit die Zeit ihrer vollen Genesung abwarten können. Dieser in Berlin durchgeführte Modus beruht jedoch nur auf einem Einvernehmen der maassgebenden Institute gemäss einer wohlwollenden Auslegung des § 12 des Invaliditätsgesetzes. Eine zwingende gesetzliche Handhabe fehlt noch. Auch müssten, um allen geeigneten Fällen die Wohlthaten der Heilstätten-Behandlung zukommen zu lassen, die letzteren noch sehr bedeutend vermehrt werden.

Weitere Forderungen der Denkschrift sind: die Ermöglichung kostenloser Untersuchung des Auswurfs in geeigneten Instituten sowie die volksthümliche Aufklärung und Belehrung über die Gefahren und Vorbeugung der Lungenschwindsucht.

Als Anlagen enthält die Broschüre Statistiken, Formulare für solche, für Sputum-Karten, für belehrende Ausführungen in Plakatform etc.

L. Maww.

Revueu.

Die Wiener Publizistik wurde dieser Tage um eine in Oesterreich nur zu seltene Erscheinung bereichert, um ein wirklich freigesinntes und unabhängiges Blatt.

Die radikal-bürgerliche Frauenbewegung hat in der Halbmonatsschrift **Dokumente der Frauen** endlich ein würdiges Organ gefunden. Schon durch ihre geschmackvolle Ausstattung führt sich die neue Zeitschrift vortheilhaft ein, und die Namen der Herausgeberinnen:

Auguste Fickert, Marie Lang und Rosa Mayreder haben in weiten Kreisen, die an der Frauenbewegung Antheil nehmen, einen guten Klang.

Das erste Heft enthält das Vorwort der Herausgeberinnen, in dem die Richtung und das Programm des Blattes klargelegt und begründet wird, dann einen Brief von Björnstjerne Björnson, der mit warmen Worten das junge Unternehmen begrüsst, und einen interessanten Artikel unseres berühmten Rechtsgelehrten Anton Menger über die neue Zivilprozessordnung und die Frauen. Hierauf folgt ein von einer Lehrerin verfasster vorzüglicher Artikel über die Lage der Unterlehrerinnen. Das ist das eigentliche „Dokument“, das diese Nummer enthält. Jede weitere soll, wie das Vorwort verspricht, in ähnlicher Weise die Existenzbedingungen einer erwerbenden Frauengruppe darstellen und sachliche, wahrheitsgetreue Belege über die wirklichen Zustände des Frauenlebens geben. Weiter finden wir in dem Heft eine Revue, die die Vorgänge im öffentlichen Leben glossirt, und dann kurze Notizen über einzelne kleine Errungenschaften der Frauenbewegung. Den feuilletonistischen Abschluss des Blattes bildet der Anfang einer Erzählung von Ricarda Ceconi-Huch.

Wenn es dem Blatt gelingen wird, sich dauernd auf der Höhe seiner ersten Nummer zu halten — die Namen der Mitarbeiter beiderlei Geschlechts, die bereits gewonnen sind, lassen uns es hoffen — so ist hier der österreichischen Frauenbewegung ein tüchtiger Kämpfer erstanden.

Therese Schlesinger-Bekstein.

Das letzte Heft der **Zeit** enthält ein Essay von Knut Hamsun über Emerson als Kritiker. Was Hamsun über Kritik und Kritiker zu sagen hat, ist an sich schon unseres Interesses sicher. Das, was Hamsun von Emerson sagt, giebt Perspektiven zu einer Analyse der Kritik überhaupt. „Es ist eine Kritik, die ganz und gar auf erworbener Bildung beruht, statt auf besonderer Naturanlage. Emersons Force ist das Verständniss durch die Moral . . .; ihm fehlen die psychologischen Bedingungen, die pochende, nervöse Sympathie, die unentbehrlich ist.“ Das Verhältniss von Hamsuns eigenem Schaffen zur zeitgenössischen Kritik giebt mannigfache Belege für die nahezu vollständige Allgemeingiltigkeit dieser Sätze. Wer von den Leuten, die über Hamsun geschrieben, hat Hamsun selbst im Auge gehabt?
C.

Verantwortlich für die Redaktion: Hugo Warschawski in Berlin.

Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Gleditsch St. 23, Berlin W. (Eigentümer: Dr. R. Friedeberg in Berlin).

Druck von Max Bading, Beuth St. 2, Berlin SW.